



Banater in russischer Deportation
(Eine russische Frau bietet Banaterinnen Sonnenblumenkerne an)
Federzeichnung von Lorenz Klugesherz

Erinnerungen

an die

DEPORTATION

der Banater Deutschen in die Sowjetunion
im Januar 1945

Zusammengestellt von Franziska Graf

Die Rußlandverschleppung

Das schmerzhafteste Ereignis in der jahrhundertelangen Geschichte der Deutschen in Rumänien war im Januar 1945 die Deportation von etwa 100.000 jungen Frauen und Männer in die damalige Sowjetunion, um das wieder aufzubauen, was deutsche Truppen im Krieg zerstört hatten. Eine Tragödie für die deutsche Minderheit und ein schicksalsträchtiges Ereignis im Leben jedes Einzelnen. Es wurden Mütter von ihren Kinder weggeführt, wenn keine Großeltern vorhanden waren mußten diese bei Nachbarn verbleiben. Nur Hochschwanger und Mütter mit Kinder unter zwei Jahren wurden verschont.

Ob die Russen bei dem Waffenstillstandsabkommen am 12. September 1944 in Moskau von den Rumänen nur Deutsche als Zwangsarbeiter für den Wiederaufbau verlangt haben, bleibt dahin gestellt? Das werden die Historiker in der Zukunft noch herausfinden müssen, wenn sie alle Daten und Protokolle in den verschiedenen Archiven durchgesehen haben.

Als erster Wissenschaftler hat der russische Historiker Prof. Dr. Pavel M. Polian, ein Stipendiat der Humboldt-Stiftung an der Universität Freiburg, am 4. April 2000 im Haus des Deutschen Ostens in München über die Deportation der Deutschen gegen Ende des Zweiten Weltkrieges aus den von der Roten Armee besetzten Gebieten gesprochen. Ein Thema, das bis 1989 für alle Forscher in Rußland Tabu war. Es könnte ein guter Anfang sein.

Schon im Herbst 1944 wurden Listen der deutschen Bevölkerung aufgestellt, wobei man sich an den Listen der Volksgruppen orientieren konnte. Unter der Bevölkerung herrschte eine beunruhigende Ungewißheit: was man wohl mit den Deutschen vor hat? Die Realität dann hat alle Vermutungen weit übertroffen. Es begann für sie ein Leidensweg, der so schwer und grausam war, daß sich heute noch viele fragen: Wie konnten wir nur in diesen Bedingungen überleben? Besonders in den ersten Jahren sind viele gestorben. Die ersten schon auf dem Weg in Viehwaggone bei klirrender Kälte und ohne Wasser und Nahrungsmittel. Mindestens 30.000 davon wurden in menschenunwürdiger Weise verscharrt.

Während der kommunistischen Diktatur durfte nicht über die Deportation gesprochen werden. Erst nach der Revolution 1989 konnten die ehemals Deportierten sich im Banat zu einer Vereinigung zusammenschließen, um die moralische Rehabilitation und materielle Entschädigung für das erlittene Unrecht zu erreichen. Ihr Vorsitzender ist Ignaz Fischer. In Reschitz konnte ein Denkmal zur Deportation errichtet werden.

Inzwischen sind viele Gedenkfeiern in Rumänien und in Deutschland organisiert worden. Die beeindruckendste war nach 50 Jahren, am 14. Januar 1995 in München, organisiert vom Haus des Deutschen Ostens zusammen mit den Landsmannschaften der Banater Schwaben, Siebenbürger Sachsen und der Deutschen aus Ungarn. Die Schirmherrschaft dafür übernahm Staatsministerin Barbara Stamm.

Für 10 Uhr war im Festsaal des alten Rathauses eine Tagung mit anschließender Podiumsdiskussion anberaumt. Leider war der Saal viel zu klein für die vielen "ehemal Deportierten" die gekommen waren. Trotzdem hatten die Betroffenen, die im Saal Platz fanden den Mut den Festredner Prof.Dr.Dr.h.c.Georg Weber aufzuklären, daß

die Wirklichkeit weitaus tragischer war, als von ihm dargestellt. Auch die Moderatoren der Podiumsdiskussion Anneli Ute Gabanyi und Dr. Walter Emgel waren der Meinung, daß dieser Teil der Leidensgeschichte noch aufgearbeitet werden muß.

Im Foyer des alten Rathauses wurden in einer Ausstellung Andenkenstücke von der Deportation gezeigt: Postkarten, Gedichte und Gebete auf Papierfetzen geschrieben, selbstgefertigte Käämme und Eßgeschirr, kleine Maiskolben und andere Kleinigkeiten, die als Trost- und Glücksbringerle gehalten wurden. Alte Bufoikas (Jacken) und Galoschen. Es ist beeindruckend wie die Menschen diese Erinnerungsstücke an ihr Martyrium aufbewahrt haben und nun zur Verfügung stellen konnten.

Auch Bilder von Viktor Stürmer, Julianne Rausch u.a. die über den Leidensweg unserer Landsleute berichten, waren ausgestellt.

Zum Ökumenischen Gottesdienst um 16 Uhr in den Dom "Zu unserer lieben Frau" waren Tausende gekommen. Alle ehemals Verschleppte, die nur halbwegs noch dazu fähig waren, sind aus der ganzen Bundesrepublik zu dieser Gedenkfeier gekommen. 50 Jahre lang hat niemand ihrer Leiden gedacht, man durfte nicht einmal darüber sprechen. Und nun bestand endlich eine Möglichkeit in einem adequate Rahmen ihres Leidensweges und der vielen Toten zu gedenken.

Die Fahnenabordnungen mit Trauerflor zogen in den Dom, gefolgt von der Jugend, die Männer trugen 20 Kreuze stellvertretend und symbolisch für die Arbeitslager in denen unsere Landsleute darben mußten. Die Mädchen trugen weiße Rosen und weiße Schleifen, auf denen die Namen der Lager verzeichnet waren. Während betend der Toten aus diesen Lager gedacht wurde, legten die Mädchen beim Verlesen der Lagernamen die jeweiligen Schleifen um die Kreuze. Dabei zündeten alle Anwesenden ihre Kerzen an.

Die Priester gedachten des grausamen Jahres 1945, als die Stunde des Abschieds für die Mütter von ihren Kindern kam. Viele junge Frauen hatten keine Eltern mehr, in deren Obhut sie ihre kleinen Kinder lassen konnten. Weinend mußten sie in Marschkolonnen, von russischen Posten bewacht zum Bahnhof ziehen, wo sie in Viehwaggone verladen wurden. Nachdem die Türen verriegelt waren, hat sich der Zug langsam, als ob er überlastet wäre, in Bewegung gesetzt. Die Fahrt ging durch den kalten Winter bis in die Weiten Rußlands, wo sie ihren Frondienst in lebensbedrohlichen Verhältnissen begannen.

Jahrelang mußten sie im Bergbau, Straßenbau oder in Kolchosen Schwerstarbeit leisten. Dazu die seelische Not und die Sehnsucht nach ihren Kinder und der Heimat. Aber der Glaube an Gott gab ihnen die Kraft zur Hoffnung auf ein Wiedersehen mit ihren Angehörigen und mit der Heimat. Sie fanden Trost im Gebet. Am Karfreitag beteten sie den Kreuzweg auf ihrem Heimweg von der Arbeit und am Samstag sangen sie die Ostermesse wie einst daheim.

Alle Anwesenden lauschten ergriffen und beteten andächtig mit den Priestern: "Friede den Menschen auf Erden, die guten Willens sind und Friede den Menschen auf Erden, die bösen Willens sind." Ergreifend erklang auch das Lied "Tief in Rußland in Stalino" gesungen von den ehemals Deportierten.

Anschließend zogen alle im Lichterglanz zum Denkmal des Unbekannten Soldaten in den Hofgarten. Hier sprach der bekannte und beliebte 90 Jahre alte Schauspieler Ottmar Strasser, der selbst auch deportiert war, zu seinem Publikum: "Ich habe als Schauspieler zahllose Komödien und Dramen gespielt. Die furchtbarste und erschütterndste Tragödie aber war für mich und meine Landsleute die grauenhafte Verschleppung in Stalins Mörderlager." Er schloß mit dem von ihm verfaßten Gedicht:

Wo ruhen sie?

Wo ruhen sie, nach Not und Darben,
die in Sowjetlagern starben
und irgendwo verstreut jetzt liegen,
weil Stacheldraht nicht war zu biegen?

Die schuldlos man zu Tod gequält,
erbarmungslos verhungern ließ,
wo ruhen sie, in dieser Welt,
die kalt sie in's Verderben stieß?

Sie starben für der Väter Glauben,
den sie sich niemals ließen rauben,
für ihrer Muttersprache Wort,
trieb man sie von der Heimat fort!

Die nackten Toten nicht begraben,
meist nur auf's Feld geworfen waren,
wohin, im Schnee, kann niemand sagen,
wenn Kinder, nach den Eltern fragen.

Kein Hügel, Kreuz, noch Sühnemal,
erinnert an erlitt'ne Qual,
die Mörder konnten alles sparen,
wenn ihre Opfer, Deutsche waren!

Nachdem die Bläser das ergreifende Lied "Ich bete an die Macht der Liebe" spielten, dankte der stellvertretende Bundesvorsitzende der Landsmannschaft der Banater Schwaben Peter Krier den Anwesenden, daß sie zu dieser Gedenkveranstaltung gekommen sind und bittet um Nachsicht, daß am Vormittag nicht alle Platz hatten, er sagte: "Wir wollten die Landeshauptstadt München und die bayerische Regierung zu dieser Gedenkfeier mit einbeziehen und sind deshalb in das Rathaus gegangen. Im Dom war ebenfalls voll und kein Platz für alle, aber eine größere Kirche gibt es in München nicht."

Während die Musik "Ich hatt' einen Kameraden" spielte, wurden die Kränze niedergelegt, daneben die weißen Schleifen und die weißen Rosen zum Gedenken an unsere Toten. Nach dem gemeinsam gebeteten "Vater unser.." gingen alle mit dem tröstenden Bewußtsein nachhause, daß mit dieser Gedenkfeier alle unsere irgendwo verscharrten Toten eine verspätete würdige Beisetzung bekamen. Als hätten wir unsere Toten jetzt wieder alle begraben.

Zur Zeit können wir jede Gelegenheit wahrnehmen um der Verschleppung und der Toten zu gedenken. Die Banater Senioren in Ingolstadt werden am 3. Oktober 2000 in einer Gedenkmesse die ehemals Deportierten ehren und für die Toten beten.

Im Januar 1945 war ich noch ein Kind, aber ich erinnere mich noch gut an die Deportation und die vorhergehenden Befürchtungen. Die meisten waren recht zuversichtlich. Ich weiß noch als am Samstagabend die Nachbarin beim Frisieren der Haare meiner Mutter sagte: "Die Königin Mutter wird es bestimmt nicht zu lassen, daß man uns verschleppt."

Die Ferien waren zu Ende und Mutter führte mich Sonntag früh nach Temeschburg in die Schule. Als wir durch den finsternen Park gingen wurden wir von einer Gruppe Männer und bewaffneter Soldaten mit einem "Stai" (Halt) angerufen und nach unserem Ziel gefragt. Als der damalige Bürgermeister meine Mutter erkannte, sagte er zu den Soldaten: "Das ist unsere Postmeisterin, die steht nicht auf der Liste" und wir konnten weitergehen. Kurz darauf kamen zwei Frauen mit einem Handwagen und sagten daß man eben ihre Männer weggeführt hat, sie fahren nun das Gepäck zur Schule.

Wir kehrten um, Mutter war so aufgeregt, daß sie fast nicht sprechen konnte. Sie weckte Vater und dieser versteckte sich bei unserem Onkel auf dem Dachboden. Dafür mußte er die Straße überqueren und über die Mauer in den Kirchengarten springen. Von da gelangte er durch die Gärten bis in sein Versteck. Als man ihn dann abholen wollte, sagte Mutter er ist von der Arbeit nicht heimgekommen. Er arbeitete in Temeschburg und war Pendler.

Nach zwei Stunden kam der Wachtmeister wieder und sagte zu Mutter: "Was soll ich machen? Ich weiß daß Ihr Mann gestern nachhause gekommen ist, ich habe ihn gesehen. Nun habe ich aber die Verordnung bekommen, daß wenn der auf der Liste Angeführte nicht zugegen ist, ich eine Ersatzperson abführen muß. Soll ich Sie von ihren Kinder wegnehmen, oder Ihre alte Mutter?"

Als Mutter durch die Straße zu Onkels Haus ging, die Tante war geflüchtet und Onkel wohnte aus Angst bei uns, standen rumänische Männer an der Ecke, man hat sie wie einen Gürtel um das Dorf gestellt, damit kein Deutscher entkommen kann. Sie fragten Mutter wo sie hin will? Mutter sagte, daß sie Onkels Tiere füttern muß. Der eine sagte "Nicht erschrecken, dort hat sich einer auf dem Dachboden versteckt!". Natürlich ist Mutter sehr erschrocken, da nahm sie einer dieser Nachbarn am Arm und sagte beruhigend: "Komm ich begleite dich. Wir haben deinen Mann beobachtet, als er sich versteckte. Auf uns kannst du dich verlassen, wir haben nichts gesehen." Es war ein Beweis von guter Nachbarschaft, ohne Nationenhaß. Genützt hat es aber nichts, denn als Vater von der Verordnung hörte, ist er sofort zur Schule gegangen und hat sich gemeldet. Dorthin brachten wir ihm warme Kleider und Lebensmittel.

Von hier aus der Gemeinde Schag wurden alle in ein Sammellager nach Freidorf, ein Vorort von Temeschburg gebracht und danach am Bahnhof in Viehwaggone verfrachtet.

Mutter als Postmeisterin hat Vater einige Postkarten zugesteckt, auf welchen sie unsere Adresse geschrieben hatte und ihn gebeten in rumänischer Sprache ein Lebenszeichen darauf zu schreiben und wenn der Zug in Bahnhöfen steht diese hinauszwerfen. Bestimmt finden sich mitleidige Menschen, welche die Karten in einen Briefkasten werfen. Wir bekamen wirklich einige davon und an den Poststempeln konnten wir Vaters Weg bis zur russischen Grenze verfolgen. Danach kam kein Schreiben mehr.

Vater kam nie wieder. Er wurde sehr krank und man hat ihn mit dem ersten Heimtransport nach Frankfurt an der Oder gebracht, wo er in ein von Russen bewachtes Krankenhaus kam, in das auch das Rote Kreuz keinen Zutritt hatte und aus welchem keiner lebend wieder herausgekommen ist.

Einige Frauen haben auf die Schnelle rumänische Männer geheiratet und konnten dadurch daheim bleiben. Nur Wenigen ist es gelungen im Versteck zu entkommen. Für diese wurden dann oft Junge fast noch Kinder genommen oder man hat Leute auf der Straße verhaftet, nur damit die Zahl stimmt.

Mein Onkel wohnte in Bukarest, er hatte als sehr guter Fußballer in der Nationalmannschaft gespielt. Nach einem Bombenangriff hat er und seine Frau im Keller überlebt, alles andere wurde vernichtet. Mit dem Wenigen kamen sie nach Temeschburg zu seiner Mutter. Als man die Deutschen hier alle wegfürte hat man ihn von der Straße mitgenommen, obzwar er immer noch in Bukarest gemeldet war und hier auf keiner Liste stand. Es ist nie ein Lebenszeichen von ihm gekommen, vermutlich war er unter den ersten die gestorben sind, da er weder warme Kleider noch Lebensmittelvorrat mitgenommen hatte.

Frau Rosl Török wurde auch als junges Mädchen deportiert. Durch Unterernährung war sie krank und schwach geworden, daher durfte sie in der Küche arbeiten. Aber auch hier mußte man sie wieder hochziehen, wenn sie sich beim Reinigen der großen Kessel tief hinein beugen mußte, selbst hatte sie die Kraft nicht dazu. Der Lagerleiter hatte Mitleid mit ihr und sagte oft: "Mädchen, Mädchen, was mache ich nur mit dir, du stirbst mir bestimmt weg." Es war zwar gut gemeint, aber nicht sehr ermutigend für Rosl.

Im Sommer wurden die Frauen zur Feldarbeit in einen Kolchos gebracht. Auch Rosl mußte mit, sie wollte nicht, denn sie war überzeugt wenn sie nicht mehr in der Küche arbeitet wird sie sterben. Sie setzte sich in eine Ecke und bat daß man sie erschießen soll. Eine resolute Kolchos-Chefin aber, verlangte von den anderen Mädchen Rosels Sachen zu packen und sie auf den Lastwagen zu heben. Rosl war aber so schwach daß sie sich bei der Feldarbeit kaum vorwärts schleppen konnte. Nachts gingen die Mädchen Äpfel stehlen, dabei mußten sie Kilometer weit zum Teil auf der Erde robben um nicht entdeckt zu werden. Es war sehr gefährlich, denn die Bewacher hatten Verordnungen zu schießen. Weil Rosl zu schwach war, gaben die Mädchen ihr jede einen Apfel, so daß sie manchmal mehr hatte, als jene die beim Klauen waren. Rosl ist überzeugt, daß sie nur durch diese Äpfel und das Arbeiten in der frischen Luft überlebt hat. Als sie kräftig genug war, ist sie mitgerobbt zum Klauen. Zum Schluß gaben sie ihren Bewachern auch immer etwas ab, denn diese waren auch arm, dann war es nicht mehr so gefährlich.

Am Anfang haben viele von ihren Kleidungsstücken verkauft um sich Lebensmitteln zu besorgen. Als sie nichts mehr zum abgeben hatten mußten sie stehlen. Alles was eßbar war wurde geklaut. Sie kochten sich Suppe von Rübenblätter, Kartoffelschalen oder Gras. Die Kranken bekamen noch kleinere Rationen von der Kraut- oder Gurkensuppe deshalb sind viele gestorben bevor ein Heimtransport aufgestellt wurde.

Die Ersten kamen krank und schwach zuhause an und haben sich auch sehr schwer erholt. Herr Franz Kerbel war so schwach daß man ihm in Temeschburg am Bahnhof stützen mußte, er hatte nicht die Kraft über die Schienen zu treten. Seine Schwester hat ihn nicht erkannt und er hatte Mühe sie davon zu überzeugen, daß er ihr Bruder ist.

Als Frau Anna Wendel nach fünf Jahren nach Hause kam, fand sie ihre zwei kleinen Kinder allein, die sich vor ihr fürchteten. Als man ihre Mutter herbeirief, sagte die Kleine: "Oma da ist eine Frau, die sagt sie ist meine Mutter."

Die letzten Jahre waren bedeutend leichter, die Überlebenden haben sich an das Klima und die Verhältnisse gewöhnt, der Haß der Rußen hat sich gelegt, sie haben gemerkt, daß diese "Nemetzky" fleißige, verlässliche Arbeitskräfte sind, so daß sogar Freundschaften entstanden sind. Herr Josef Klein, ein talentierter Mann hat den Kolchosbauern einen Kessel angefertigt, mit dem sie sich Wodka herstellen konnten. Dafür haben sie ihm den "Lenin-Orden" verliehen, die höchste Auszeichnung der damaligen Sowjetunion.

Auch unter den Zwangsarbeitern sind Freundschaften entstanden und junge Menschen haben sich zusammengefunden. Viele Partnerschaften sind entstanden, die bis heute Bestand haben. Einige sind schon mit Kinder heimgekommen, wie Frau Gertrude Suhanek, die am Bahnhof ihrem Vater mit den Worten: "Schau Tata das habe ich dir mitgebracht" ein kleines lebendiges Bündel in den Arm gelegt hat.

Herr Gregor Weber aus Schag erinnert sich: "Das einzige schöne Andenken war ein Kirchweihfest mit den Mädchen aus Freidorf. Die Mädels machten sich Röcke aus Leintüchern, der Vorstrauß war ein Besenstrauch und die Bänder machten uns die Tischler in der Werkstatt aus Hobelschatten, die gefärbt an den Strauß gebunden wurden. Obwohl das Lager mit Stacheldraht umzäunt war, sind sehr viele Russen an den Zaun gekommen, um zuzuschauen.

Es gibt unzählige Schicksale, jedes einzelne Erlebnis ist beeindruckend und verdient es aufgeschrieben zu werden, damit die Nachwelt von diesem grausamen Martyrium unserer Landsleute erfährt. Einige davon kann man auf den folgenden Seiten lesen.

Die in der Heimatverbliebenen fanden in ihrer Sorge um ihre Angehörigen Trost im Gebet, wie folgendes Gebet zeigt:

Mutter wir rufen dich, hilf in der Not.
Die nun die Lieben ringsum bedroht.
Flehe um Rettung am himmlischen Thron.
Bitte um Gnade beim göttlichen Sohn.

Schirm in der Ferne die Arbeiterschar,
Sie wär' so gerne frei von Gefahr.
Bleib bei den Armen in aller Not,
Schütze sie vor Unheil, Sünde und Tod.

Wenn sie ein Leid bedrückt, stehe du bei,
Hält sie der Feind umstrickt, mach du sie frei.
Mutter ach wende ihr traurig Geschick,
Führe sie bald in die Heimat zurück.

NUR DIE WAHRHEIT SCHAFFT GERECHTIGKEIT, SIE NUR HILFT ZU
FRIEDE UND VERSÖHNUNG

Ansprache des Geschäftsführenden Bundesvorsitzenden
der Landsmannschaft der Banater Schwaben Peter Krier
bei der Gedenkfeier in München am 14. Januar 1995

Wir sind zum Abschluß unserer heutigen Gedenkveranstaltung hierher gezogen um an diesem Denkmal unseren Toten der Deportation zu gedenken, um an das bittere Leid der Verschleppten zu erinnern, aber auch um die Öffentlichkeit hier in der Landeshauptstadt und über die Medien in Deutschland an das Verbrechen gegen die Menschlichkeit vor 50 Jahren zu erinnern und deutlich zu machen, daß die Verschleppung der Südostdeutschen in die Sowjetunion keine Maßnahme gegen die einzelnen Menschen, noch gegen die Gruppe der Südostdeutschen war, sondern gegen die Deutschen überhaupt.

150.000 Deutsche aus Ungarn, Jugoslawien und Rumänien wurden zum Jahresbeginn 1945 zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion deportiert. Aufgegriffen wurden nur Deutsche, auch solche die keine Staatsbürger des Landes waren. Männer zwischen 17 und 45 Jahren und Frauen zwischen 18 und 30 Jahren, wobei es ungezählte Übergriffe nach oben und nach unten gab. Sie wurden verschleppt unabhängig davon, ob sie Nationalsozialisten, Sozialdemokraten, Kommunisten oder wie die meisten der unseren überhaupt nicht politisch tätig waren; ob es sich um Bauern, Arbeiter, Schüler oder Intellektuelle handelte. Die Verschleppung im Januar 1945 war eine gegen die Deutschen gerichtete Aktion der stalinistischen Sowjetführung, die gegen das Kriegs- und Völkerrecht vor allem aber gegen die Menschenrechte verstieß. Während die Amerikaner zunächst gegen die Deportation protestierten, stimmten sie dennoch mit den Briten auf der Konferenz in Jalta im Februar 1945 der Forderung der Sowjets nach Reparationsleistungen der Deutschen in Form von Arbeitskräften zu. Der amerikanische Völkerrechtler und Historiker Alfred de Zayas verwendet deswegen für die zur Sklavenarbeit verschleppten Deutschen den Begriff "Reparationsverschleppte".

Der gleiche Alfred de Zayas weist jedoch darauf hin, daß im Nürnberger Kriegsverbrecherprozeß die Deportation der Zivilbevölkerung zur Zwangsarbeit als ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit geahndet wurde und die Hauptverantwortlichen dafür mit dem Tode bestraft wurden. Albert Schweitzer sagte: "Das Fundament des Rechtes ist die Humanität." Aber Humanität galt für die Deutschen damals nicht. Viktor Stürmer hat einer seiner in unserer Ausstellung gezeigten Grafiken den Titel gegeben: "Jeder hat soviel Recht, wie er Macht besitzt." Macht und nicht Humintät haben das Recht damals bestimmt.

Liebe Landsleute! Auf den Tag genau vor 50 Jahren, am 14. Januar 1945, um diese Uhrzeit war ein trauriger, streng bewachter Zug mit Gefangenen zu Fuß unterwegs, von meinem Heimatort Billed zum 20 Km entfernten Sammelort Perjamosch. 517 Menschen, deren Schuld allein darin bestand, daß sie Deutsche waren, hatte man zur Deportation aufgegriffen.

Um dieselbe Zeit waren durch das ganze Banat solche Gefangenkolonnen, begleitet von weinenden Müttern und Kindern, unterwegs. Die Siebenbürger Sachsen hatte man schon einige Tage vorher ausgehoben, die Sathmarschwaben schon am 2. und 3. Januar, die Deutschen aus Ungarn, aus der Batschka und aus der Schwäbischen Türkei schon um die Jahreswende, die Deutschen aus dem damaligen Jugoslawien waren schon seit den Weihnachtstagen 1944 unterwegs nach Rußland. Sie mußten allerdings nicht mehr aufgegriffen werden, sie wurden aus Titos Vernichtungslagern geholt, ihr Martyrium hatte schon zwei Monate vorher begonnen.

Schon bei der Aushebung gab es die ersten Toten. Wer sich weigerte mitzugehen, wurde erschossen. Hunderte sind schon während dem wochenlangen Transport zusammengepfercht in Viehwaggons, ohne die primitivsten hygienischen Einrichtungen, bei eisiger Kälte und mangelnder Nahrung gestorben. Viele Tausende sollten jedoch am Ort ihrer Verbannung, im Donezbecken und am Ural leidvoll sterben. Harte Sklavenarbeit, Hunger, ewiger Hunger, selbst Wassermangel, Kälte, Seuchen und Tyrannei rafften die Menschen dahin. Vom Heimweh geplagt sangen sie gelegentlich traurige Lieder und gaben ihrem Leiden Ausdruck in Versform. Ein dort entstandenes Gedicht lautet:

Wer nie den Hunger du genannt,
was weiß den der von Brot!
Wer nie in dunkle Nacht verbannt,
was der von Morgenrot!
Wer nie in harter Fron geächzt,
was der von freiem Gang,
Wer dürstend nie danach gelechzt,
was der von kühlem Trank!
Wen nie die Willkür ausgespielt
auf's dampfende Schafott,
von tausend Ängsten angerührt,
den Satan im Genick verspürt,
was weiß denn der von Gott!

Viele der wegen Krankheit entlassenen Deportierten sind auf dem Heimtransport gestorben. Aberhunderte wurden in Frankfurt /Oder halbtot oder tot entladen, sind dort beerdigt. Von besonderer Tragik waren die Erschießungen der Heimkehrenden an der rumänischen Grenze, von denen in jeder Ortschronik berichtet wird. In einem Fall wurde so eine ganze Familie ausgelöscht. Viele sind zu Hause an den Folgen der Verschleppung gestorben. Besonders hart traf es die heimgekehrten jungen Männer der Jahrgänge 1926, 1927 und 1928, die anschließend nochmals drei Jahre Fronarbeit in rumänischen Kohlengruben oder am Donau-Schwarzmeer-Kanal leisten mußten. Nicht wenige wurden danach zunächst in den Baragan verschleppt und haben so elf Jahre ihres jungen Lebens, die eigentlich die schönsten sein sollten, in Sklaverei verbracht.

Zahlen, Prozente und allgemeine Beschreibungen sind jedoch nur numerische Größen und Überblicke. Der Schmerz, die Qualen und die Trauer lassen sich nur über das von den Einzelnen Erlebte und Erlittene erfassen, anhand der Einzelschicksale erahnen.

Uns haben in den verganenen Wochen viele, viele Schilderungen von Betroffenen erreicht. Sorgenvolle Briefe von Müttern an ihre alleingeblichenen Kinder, Berichte über Bestrafungen und Mißhandlungen, über zu Tode Gequälte; Beschreibungen von menschenunwürdigen Beisetzungen; oder auch ein Bericht über eine alte Mutter, die bis zu ihrem Ende täglich zum Bahnhof ging um ihren Sohn abzuholen, von dem sie nicht glauben wollte, daß er nicht mehr käme. Ein uns überlassenes kurzgefaßtes Tagebuch enthält monatlich die Eintragung "Skore domoi", die nie aufgegebene Hoffnung auf die baldige Heimkehr, gab Kraft zum Durchhalten.

Ich habe aber mit keinem Verschleppten gesprochen, der die Deportation dem russischen Volk oder den Ukrainer anlastet, ich habe keinen Bericht gelesen, aus dem Haß kam. Im Gegenteil, viele erzählten von einer zugeschmißenen Kartoffel, von einem zugeschobenen Stück Brot oder einer gereichten Handvoll Sonnenblumenkerne, von der Menschlichkeit des Volkes, im Gegensatz zur Unmenschlichkeit und zum Haß der ideologisierten Tyrannenschicht.

1995 wird zu einem Jahr des vielfältigen Gedenkens in Deutschland und in Europa. Man wird dem Ende des zweiten Weltkrieges vor 50 Jahren gedenken, die Niderwerfung der Nazionalsozialistischen Diktatur feiern und den Sieg über Deutschland und die Deutschen. Es wird aber auch Gedenkstunden, öffentlicher und ganz persönlicher Gedenken an die Opfer des Krieges geben, an die Gefallenen, an die Toten der sinnlosen nur mit Rache begründeten Bombardierungen der letzten Kriegsmonate, an Not, Tod und Elend auf der Flucht und bei der Vertreibung. Ich glaube es ist nun, 50 Jahre nach Kriegsende in Deutschland und in Europa Zeit, auch im Hinblick auf das Zusammenwachsen eines versöhnten Europas, daß es kein Leidensmonopol mehr geben darf. Wir gedenken in Ehrfurcht der Opfer der nazistischen Konzentrationslager und trauern um die Menschen, die wegen ihrer Rasse, Religion oder Weltanschauung verfolgt wurden oder sterben mußten. Wir wissen um das Verbrechen und fühlen uns in moralischer Mitverantwortung.

Wir wissen aber auch von den Stalinistischen, Kommunistischen und nationalistischen Verbrechen an Deutschen. Wir wissen um Dachau und Auschwitz, wir meinen aber das auch Rudolfsgrad, Stalino und Vorkuta auf die Liste der Stätten des Leidens und der Unmenschlichkeit gehören.

Der kürzlich nach Rußland heimgekehrte Alexander Solschenitzin sagte angesichts eines verfallenen Lagers auf Gulag: "Nach alter christlicher Tradition ist dieser Boden, in dem mehr Menschenknochen als Steine liegen, heilig. Heilig weil die Menschen ein Martyrium gestorben sind."

Wir fordern keine Gedenkstätte, aber eine objektive, schonungslose, geschichtliche Aufarbeitung. Wir fordern keine Haftung der jetzt staatstragenden Generation in unseren Nachbarländern für die Verbrechen der Kommunisten. Wir meinen aber sie sollten davon wissen, denn wirkliche Versöhnung ist nur möglich wenn beide Seiten ihre Schuld einsehen, wenn beide Seiten vergeben.

Ein halbes Jahrhundert nach Kriegsende bietet 1995 den Politiker, den Meinungsbildenden Personen und den Medien die Chance enttabuisiert aufzuklären, in unserem Lande und bei unseren Nachbarn, um wirkliche Versöhnung im Bewußtsein der Opfer, auch unserer Opfer und deren Gräber herbei zu führen.

Versöhnung spricht aus einem uns überlassenen Gebet des deportierten Peter Altenbach. Er schrieb damals im Dombas: "Wir wollen bitten, Allmächtiger, bewahre unsere Kinder und alle Völker vor dem gleichen Schicksal. Versöhne alle Völker und laß Frieden in der Welt sein."

Unsere Fahnen tragen heute Trauerflor, heute ist der Volkstrauertag der Südostdeutschen. Wir haben keinen Einzigsten der dort begrabenen der Unseren vergessen. Wir haben sie alle in unserer Erinnerung mitgenommen, wir trauern heute um alle unsere Toten in den Weiten Rußlands und gedenken ihrer in Ehrfurcht und Liebe.

Von einem Unbekannten verfasstes Gedicht:

Bei uns in Russland mussten viele sterben,
wir beten heute noch für sie,
viele Väter, Mütter und auch Söhne,
sie müssen dort als Opfer ruhn.

Als Junge musste ich schon miterleben,
wie mein Vater dort vor Hunger starb,
keine Menschen konnten ihm mehr helfen,
dann nahm ihn Gott in seine Hand.

Kein Name steht auf ihren Gräbern,
man findet sie im Leben nie,
wenn Gott auch uns mal nimmt die Seele,
dann sind wir alle dort bei ihm.

Das erste Rußlandopfer

von Luzian Geier - Augsburg

Es war schon nach der Sonntagsfrühmesse, als die zwei uniformierten Militärangehörigen auch den Jahrmarkter Maurer Hans Kuchler aus dem Hause mitführen wollten zur Deportation nach Rußland. Der kräftige Handwerker in besten Mannesjahren wehrte sich jedoch, es kam zu einem heftigen Wortwechsel, auch noch vor dem Haustor. Als einer der Militärs das Gewehr durchlud, flüchtete der Mann in den Hof, wo ihn jedoch die Gewehrsalve durch die Torbretter tödlich traf. Und das vor den Augen der Familienangehörigen.

Die Nachricht von der Erschießung eines Betroffenen in der Jahrmarkter Hauptgasse machte schnell die Runde und hatte natürlich erschreckende Wirkung. Es gab anschließend keine Verweigerung mehr. Insgesamt gingen aus dieser schwäbischen Großgemeinde 834 Mädchen, Frauen und Männer in die sowjetische Deportation. Kuchler war der dritte Mann im Ort, der seit dem 23. August 1944 von Militärangehörigen einfach erschossen wurde. Eine Frau starb nur wenige Tage danach an den Folgen der Mißhandlungen durch mehrere sowjetische Soldaten. In der Deportation bzw. an den Folgen starben unmittelbar danach 131 Jahrmarkter, davon 102 Männer.

Außer den Augenzeugenberichten gab es zur Erschießung von Kuchler (geb.am 11.02.1903) bisher keine bekannte Dokumente. Mit Hilfe von Dechant Dr.Lorenz Zirenner, 1992 zum Domherr der Diözese ernannt, konnten wir noch vor der Wende die Eintragung des seinerzeitigen Jahrmarkter Kaplans Paul Lackner fotokopieren. Dieser hatte wahrheitsgetreu und mutig in der Rubrik Bemerkungen die Todesursache festgehalten: "Als die Gendarmen ihn zum Arbeitsdienst nach Rußland vorführen wollten, leistete er ihnen gewalttätigen Widerstand, worauf er von diesen erschossen wurde."

Hans Kuchler war der zweite Tote des kaum angebrochenen Jahres 1945 in Jahrmarkt und sicherlich eines der ersten Banater Opfer der Deportation. Als Sterbetag ist im Kirchenbuch der 14. Januar eingetragen, die Beerdigung fand am 16. statt. Ob es eine Untersuchung seitens staatlicher oder militärischer Stellen zu dem Fall gab, ist uns nicht bekannt.

Aus Jahrmakter Heimatblätter "Deportation 1945"

Selbstmord als einziger Ausweg

Im Temeschburger Stadtteil Fratelia hat man die arbeitsfähigen Frauen und Männer im Papp-Kino-Saal gesammelt. Dort hat sich die junge Friseurin Ella Dienstl in der Toilette erschossen aus Angst von dem was ihr bevorstand.

Auszug aus dem Heimatbuch "Fratelia - 6. Bezirk der Banater Metropole Temeschburg".

Mich nicht!

Die Ballade vom KÜCHLER HANS +
 Im fünfundvierzig, Januar,
 in der Gemeinde Aufruhr war.

Denn eine Gasse war geräumt,
 - das Dorf von Militär umsäumt.
 Wie Lauffeuer ging's durch den Ort:
 Die jungen Deutschen müßen fort.

Man will die Leut nach Rußland führen
 und morgen sollte es passieren.
 Grau im Gesicht, Hans KÜCHLER spricht:
 „Nach Rußland bringen die *mich* nicht.“

Von seiner Traubenpress' nahm er
 die Eisenstange lang und schwer.
 Dämonisch fluchend, wutgequält,
 hat er am Tor sie abgestellt.
 Und seine Frau ist in der Nacht
 gar oft vom Schrei: *Mich nicht!* erwacht.

Am Sonntagmorgen geht sodann
 die Hatz auf junge Schwaben an:
 Ein Schreiber, in der Kommission,
 zwei Mann mit scharfer Munition.

Als diese kommen durch das Tor
 bei KÜCHLERS, springt ein Wilder vor.
 Haßschnaubend fackelt der nicht lange,
 schlägt kräftig zu mit seiner Stange.

Des einen Arm trifft er dabei
 und schreiend fliehen alle drei.
 Entschlossen kehren sie zurück,
 Hans KÜCHLER sieht's mit stierem Blick.

Die Stange konnt er nicht mehr heben:
 Zwei Salven nahmen ihm das Leben.
 Warm quillt das Blut aus seiner Brust;
 nach Rußland hat er nicht gemußt...

Anbetungstag in Jahrmarkt

Erzählt von Anna Frombach - Ingolstadt

Ein jüdischer Wirt aus Temeswar kaufte bei meinem Vater seit Jahren Fleisch und Wein. Die jüdischen Geschäftsleute brachten nicht nur Waren und Geld unter die Jahrmarkter Dorfbevölkerung; sie warteten oft auch mit Neuigkeiten aus Politik und Gesellschaft auf, die manchmal, wenn auch nur durch flüchtige Bemerkungen angedeutet, auch für uns Leute vom Dorf wichtig sein konnten.

Kurz vor Weihnachten 1944 kam der Bekannte meines Vaters wieder, um die für ihn gemästeten Schweine und den frisch gekelterten Wein abzuholen. Ich erinnere mich noch heute an die damals kaum von jemand beachtete Bemerkung des Juden: "Ach, arme Anni, arme Anni. Schade, so jung noch!" Er wußte anscheinend schon damals etwas von den politischen Vorhaben der Mächtigen in Bukarest.

Schon einen Monat später sollte sich die Mitleidsäußerung des jüdischen Wirtes als zutreffend für den Großteil der arbeitsfähigen Bevölkerung des Dorfes erweisen. Die Gerüchte, daß die Deutschen deportiert werden sollen, häuften sich nach den Winterfeiertagen.

Der 13. Januar 1945 war ein Samstag. Die schneebedeckte Neugasse - wir wohnten drei Häuser oberhalb des Zinksbrunnens - schien gerader als sonst zu sein. Und ruhig war das Dorf, sehr ruhig. Am Nachmittag kam die über die Gasse wohnende Berns-Oma und brachte die Nachricht, daß am nächsten Tag die Arbeitsfähigen der Gemeinde gesammelt würden. "Es Reise Mari" wäre gekommen und hätte bei Berns erzählt, daß die mit ihrer Familie benachbarten Gendarmen ihr zu verstehen gegeben hätten, daß sie sich verstecken sollte. Ich zog dicke Kleider an, nahm eine Decke und ging hinüber zu Berns. Dort warteten bereits "es Reise Mari, es Bindersch Lis, es Berns Lis" und der "Kläßche Hans" auf mich. Wir gingen dann durch den Garten zu Schmidts in die Altgasse. "Em Schmidts Anna sei Mann", der Jakob, mußte sich ja auch verstecken. "Es Schmidts Anna uns' s Berns Lis" sind Schwestern.

Wir sind dann alle fünf zu "Hansjerre" nebenan in die Heuscheuer gegangen. Die hatten zum Glück keine von der Deportationsgefahr betroffene Familienmitglieder. Wir haben die ganze Nacht bei klirrendem Frost in der Heuscheune verbracht.

"Schläfts du?"

"Nein, ich kann nicht schlafen."

"Die Hunde bellen, ich glaube die kommen schon."

Abwechslungsreicher gestaltete sich die Unterhaltung für die fünf jungen Menschen - ich war mit 21 Jahren die jüngste - nicht, obwohl niemand schlafen konnte.

Sonntagmorgen um 7 Uhr kam "es Schmidts Anna" und gab Entwarnung. Man höre und man sehe nichts, sagte sie, worauf wir unser Versteck verließen und uns nach Hause begaben.

Zuhause hatte meine Mutter bereits heißes Wasser bereitgestellt, um meine Füße darin aufzutauen. Das dampfende Wasser ließ den ziemlich eingedösten Lebensmut in mir wieder erwachen. Ich dachte

schon an die Frühmesse, war doch der 14. Januar 1945 Anbetungstag, als es draußen am Fenster klopfte. Die Berns-Oma drückte ihr Gesicht an die Scheibe und rief aufgeregt: "Komm schnell, 'es Mari un de Hans' sind wieder zurückgekommen. Unten in der Neugasse beginnen sie schon die Leute zu holen!"

So schnell hatte ich wohl noch nie meine Füße abetrocknet und die Schuhe angezogen. Die Socken und das Schultertuch in der Hand, lief ich durch den Schnee zu Berns und mit den anderen wieder durch den Garten zu "Hansierre" in die Heuscheune.

Dort blieben wir nochmals total verängstigt bis um 11 Uhr sitzen. Dann kamen unsere Väter und brachten die von der Gendarmerie verbreitete Nachricht: Wo die Jungen nicht auffindbar sind, müssen die Alten gehen.

Eingeschüchtert verließen wir wieder unser Versteck und gingen nach Hause. Ein rumänischer Feldwebel ließ nicht lange auf sich warten. Er betrat um die Mittagsstunde mit einer Namensliste in der Hand und Aniuza, Aniuza rufend den Hof. Ich saß in der Stube, das Schultertuch bereits umgehängt, und steckte mir zwei Äpfel und zwei Stück Kuchen in die Taschen meiner Strickjacke. Als der eintretende Uniformierte sah, wie hilflos und verstört ich dastand, klärte er uns auf, daß ich das Recht hätte, bis zu 70 Kg Gepäck mitzunehmen. Er habe es nicht eilig. Ich könne ruhig noch Lebensmittel und Wäsche packen, redete der Mann auf mich ein.

"Nein, ich will nichts. Mit dem habe ich genug", beharrte ich zu seinem Erstaunen.

Als wir auf die Straße kamen, standen unser Nachbar, "de Bindersch Vetter Filip", und seine Tochter, "es Lis", schon vor dem Haus und warteten. Der Unteroffizier begann den Namen von Lis auf seiner Liste zu suchen. Der war aber nicht eingetragen. "De Vetter Filip" arbeitete damals im Gemeindehaus und vielleicht hat man "es Lis" vergessen. Das Mädchel wollte aber zu allem Unverständnis mit und begründete ihren Entschluß damit, daß man sie ja später auch holen könnte und sie dann den Kontakt zu ihren Landsleuten möglicherweise verlieren würde. Also ging auch "es Bindersch Lis" mit in die Zigeunergasse, wo die Sammelstelle für die zur Deportation vorgesehenen Jahrmarkter eingerichtet war.

So ging dieser kurze und kalte Anbetungstag, der wohl mehr als je Anlaß zu beten gab, zur Neige und eine vier Jahre lang währende Nacht der Deportation in russischen Zwangsarbeitslagern nahm ihren Anfang.

Anna Frombacu war bis am 29. Juni 1948 in der Deportation, im Lager Kriwoi-Rog - Bolschewik. "In einer Stunde bitteren Heimwehs" hat sie 1946 folgenden Vers geschrieben:

Wer noch nie Kommißbrot aß
Und weinend im Lager saß,
Bei Tag und Nacht auf Arbeit stand
Bei Sturm, Regen, Schnee und Wind,
Weiß nicht was bittre Stunden sind.

Aus Jahrmarkter Heimatblätter "Deportation 1945" aufgezeichnet von Anton Potche.

15

Ein erlebtes Schicksal
Erinnerungen von Katharina Harnischfeder aus Jahrmarkt.

Es war ein kalter Wintertag, am 14. Januar 1945, als man uns verschleppt hatte, weil wir eben Deutsche waren. Wir mußten Abschied nehmen von all' unseren Lieben, wußten aber nicht wohin wir geführt werden. Unsere Männer waren in der deutschen Armee im Krieg. So manche Mutter wurde von ihren Kinder weggerissen und in Viehwaggone verladen. Der Schmerz war groß, als wir das Dorf und unsere Lieben verlassen mußten, ohne vom Mann Abschied nehmen zu können, der schon 1943 in den Krieg ziehen mußte. Wir wußten nicht wie unser Schicksal enden wird und ob wir unsere Lieben und die Heimat wiedersehen werden. Wir wurden beweint von Kinder, Eltern und allen Verwandten. Aller Schmerz half nichts, wir mußten unseren Leidensweg antreten.

Die Fahrt in den Viehwaggone war sehr beschwerlich. Hunger, Durst und Kälte haben uns zu schaffen gemacht. Wir waren viele Tage unterwegs, bis wir am 2. Februar auf freiem Feld, bei 80 cm hohem Schnee und 30 Grad Kälte ausgeladen wurden. Unsere neue Heimat war in Rußland die Ukraine, teils Dnepropetrovsk, teils Kriwoi-Rog wo sich Erzgruben befanden. Dort bei 300 Meter unter der Erde mußten wir arbeiten, oft durchnässt Kilometerweit zur Arbeit und zurück marschieren. Schwer war jeder Tag und jede Nacht, weil man immer nur an das Überleben gedacht hatte. Das Essen war wenig und Schwach, man wußte nie ob man in der Früh noch gesund aufwachen wird. Gewohnt haben wir in einem Haus ohne Fenster und ohne Türen, es war unheimlich kalt. Wir schliefen auf Pritschen. So mancher Grubeneinsturz verschüttete Menschen die sterben mußte oder als Krüppel in die Heimat entlassen wurden. Ich hatte Glück, viele meiner Landsleute haben das nicht überlebt. Ich betete jeden Tag zum lieben Gott, daß er mir hilft, daß ich meine Kinder, meinen Mann und die liebe Heimat wiedersehe und nicht hier in fremder Erde ruhen muß.

Wie lange wir in Rußland bleiben müssen, hat man uns nie gesagt. Man machte uns Mut, daß wir bald nachhause dürfen und wir lebten Tag für Tag in der Hoffnung, daß uns die Rückkehr in die Heimat bevorsteht, doch es vergingen fünf Jahre bis unser sehnlichster Wunsch in Erfüllung ging.

Oh Heimatland, Banaterland, wie sehn ich mich nach dir,
Hätte ich Flügel wie ein Engel, so wäre ich längst bei dir.

Die Arbeit war für die Russen wichtig, doch unsere Sehnsucht nach der Heimat fühlten sie nie. Nach langen Jahren kam die Zeit, da sagten sie uns "sgoro domoi" Ihr dürft nachhause.

Ich hatte ein Tagebuch geführt, wo ich tägliche Ereignisse aufgezeichnet habe, doch bei der Entlassung wurde mir mein Büchlein und so Manches weggenommen. Wir wurden wieder in Viehwaggone eingepfercht, ohne Essen, ohne Wasser - nur bei kurzem Aufenthalt bestand die Möglichkeit etwas Wasser zu holen - ging die Fahrt über Sieghet und Arad nach Temeschburg. Hier trennten wir Schicksalskollegen uns nach innigem Abschied. Ich fuhr mit dem Zug weiter zu meinem Heimatort Jahrmarkt, wo ich schon von meinen Lieben sehnlichst erwartet wurde. Meine Tochter erkannte mich sogleich beim Ausstieg aus dem Zug und rief "das ist meine liebe Mutti" sie lief mir entgegen und nahm mich in die Arme.

Mein Sohn Ewald hatte mich nicht erkannt, er war noch zu klein bei unserem Abschied und fünf Jahre Trennung ist eine lange Zeit. Es kamen alle meine Lieben, wir umarmten uns und weinten vor Freude über das Wiedersehen.

Fünf Jahre lang bekamen wir keine Post und wußten nichts von einander. Nun teilten sie mir mit was sich alles inzwischen in der Heimat zutragen hat, daß man die Deutschen enteignet hatte, daß man ihnen alle Güter und damit die Lebensgrundlage genommen hatte. Die älteren Menschen hatten keine Rente und bekamen keinen Unterhalt, so daß bittere schwere Zeiten auf uns zukamen.

Obzwar ich schwer krank heimgekommen bin, an den Folgen leide ich heute noch, mußte ich arbeiten, es waren acht Personen zu verköstigen aber das Leben mußte weitergehen und wir unser schweres Schicksal tragen.

Das Leben in der alten Heimat wurde immer schwerer, viele Deutsche verließen das Banat und kehrten zurück in das Mutterland. Für die in der Heimat verbliebenen hat sich bis heute nichts geändert, sie müssen viel Not und Leid ertragen, bis der liebe Gott auch ihnen hilft, dann werden wir wieder alle zufrieden sein.

V o n R u ß l a n d

Viele von uns Banater mußten die Heimat verlassen,
zur Zwangsarbeit nach Rußland wurden sie verschleppt.
Der Abschied war schwer und dort in der Ferne
haben wir an euch Lieben oft gedacht.
Das schwere Schicksal mußten wir ertragen,
In dem fremden Land, wo alles so unbekannt
mußte man sich zurechtfinden
und mit Sehnsucht im Herzen das Heimweh überwinden.
Wie oft sind wir in der Nacht
vor Kälte und Hunger erwacht.
Man betete und weinte vor sich hin
und fragte immer wieder
"Ach Gott, was wird noch mit uns gescheh'n?"
Viele unserer Kameraden sind nicht mehr,
die große Hungersnot hat sie erlöst.
Der liebe Gott möge doch geben
daß wir die große Not und Elend überleben
damit wir bald zu unseren Lieben in die Heimat kommen
wo die Glocken läuten zum Gebet,
zum Kirchengang und zum Gottlob singen
wo auf dem Friedhof unsere Lieben ruhen
Möge der liebe Gott uns die Gnade geben,
daß das große Leid sich in Freude umwandelt.

Maaddalena Koch

Erinnerungen an unsere Rußlandverschleppung vor 50 Jahren

Es war im Herbst 1944, für uns Deutsche im Banat drohte eine große Gefahr. Unsere Männer waren beim deutschen Militär, der Krieg schien verloren. Man hörte daß die Deutschen aus Jugoslawien alle nach Rußland deportiert und daß auch wir verschleppt werden. Täglich kamen die Gendarmen um uns aufzuschreiben und wenn wir sie fragten warum? Sagten sie immer sie wissen es nicht. Ich dachte immer: ich habe doch zwei kleine Kinder 2 1/2 und 5 Jahre alt, man kann mich doch nicht von meinen Kinder wegnehmen.

Dann kam der 14 Januar 1945, am Sonntag in der früh war es soweit, es kamen zwei Gendarmen, ein Zivilist und ein Polizist. Sie sagten ich soll mich anziehen und mitkommen, ich brauche mich nur zu melden, dan kann ich wieder Nachhause. Meine zwei Kinder blieben bei meiner Schwiegermutter. Als ich auf die Straße kam, war hier schon eine Gruppe von unseren Nachbarsleuten, die sie auch mitgenommen hatten. Sie zogen durch die Straßen und haben alle deutsche Frauen und Männer zwischen 18 und 40 Jahren mitgenommen.

Man sperrte uns in einen großen Raum, unsere Angehörigen kamen uns nach, aber wir durften nicht mehr mit ihnen sprechen. Meine Mutter kam mit meinen Kinder an das Fenster, ich konnte ihnen nur winken. Dann hat man unseren Eltern gesagt sie sollen uns warme Kleider und für drei Tage Lebensmittel bringen.

Um 18 Uhr wurden wir weggeführt, wir marschierten in der Kolonne, rechts und links Gendarmen mit ihren Gewehren, bis in die Nachbargemeinde Schebel (Jebel). Unsere Koffer hat man auf einen Wagen geladen. Hier waren wir drei Tage und sind immer wieder aufgeschrieben worden. Dan sagte man uns wir sollen uns je 35 Personen zusammengruppieren für einen Waggon. Donnerstag hat man uns nach Giulwes geführt, ein Ort an der serbischen Grenze. Hier hat man uns wieder aufgeschrieben und einwaggoniert. Unsere Angehörigen kamen uns ständig nach, doch wir konnten nicht mit ihnen sprechen, nur durch das Fenster, denn wir waren schon von Russen bewacht.

Freitag in der Früh war dann der schreckliche Moment gekommen als der Zug abgefahren ist. Es war ein Geschrei und Gejammer von den vielen Angehörigen die am Bahnhof standen. Mein Vater kam mit dem Wagen an, als der Zug schon abgefahren war. Man sagte ihm er solle bis Ulmbach (Neupetsch) fahren, dort wird der Zug wieder halten, denn dort bekommen die Insassen Holz zum Heizen.

Darauf sind viele Wagen über das Feld in Richtung Ulmbach gefahren, als sie ankamen sollte der Zug eben abfahren, doch auf das Geschrei der Leute hat man den Eltern erlaubt die Pakete an ihre Kinder abzugeben. Von draußen wurden die Namen gerufen, der russische Posten öffnete die Tür einen Spalt und jeder durfte sein Paket übernehmen. Danach wurden die Türen wieder verschlossen. Sprechen konnten wir mit unseren Lieben nicht mehr. Dann sind wir losgefahren, bis Freidorf dort hat der Zug wieder gehalten. Hier ist eine Kontrolle in die Waggons gekommen und haben verlangt, daß wir alle Messer und Scheren abgeben. Wer den Befehl nicht befolgt wird erschossen, natürlich haben alle den Befehl befolgt. Für alle durfte nur ein einziges Messer im Waggon bleiben.

3

Dann ging die Reise los. In unserem Waggon waren Pritschen eingebaut, oben haben die Jungen und unten die Älteren gelegen. Ich war in einem Waggon mit lauter Nachzügler aus verschiedenen Gemeinden. Meine Schwester war krank und sollte nicht verschleppt werden, man hat sie aber trotzdem noch nachgeholt. Auf die Bitte meiner Mutter sie zu mir in den Waggon zu lassen, hat man das Gegenteil erlaubt, ich mußte zu ihr. Wir lagen auf den oberen Pritschen.

Unterwegs wenn der Zug angehalten hat, durften die Männer Wasser holen gehen. Es war sehr kalt und meist hat der Zug nicht lange angehalten. Wenn wir unsere Not verrichten mußten, sind wir runter aus dem Waggon und der russische Posten stand daneben. Wenn keine Zeit zum Wasser holen war, haben wir es aus den Pfützen geholt, oder Schnee geschmolzen.

In der Mitte des Waggons stand ein kleiner Trommelofen. Ununterbrochen rollte unser Zug dem Osten entgegen. Eines Nachts konnten wir nicht schlafen, es war sehr kalt, das Eis im Inneren des Waggons glitzerte wie Diamanten. Das Eis auf den Schienen hat unseren Waggon zum schaukeln gebracht, unsere Pritschen wiegten uns hin und her und plötzlich ist unser Ofen umgefallen. Die Bettwäsche der unteren Pritschen fingen Feuer. Es war ein Geschrei. Die Männer versuchten mit Decken das Feuer zu ersticken und mit den Füßen auszutrampeln. Nun war aber alles voller Rauch. Als der Zug angehalten hat, haben wir mit den Fäusten an den Wagen getrommelt, damit man aufmachen soll und wir frische Luft einlassen können, wir waren alle wie geräucherte Heringe.

Am 2. Februar 1945 ist der Zug wieder stehen geblieben, wir wurden wieder gezählt und aufgeschrieben, wieviele Frauen und wieviele Männer wir sind und in zwei Teile geteilt worden. Die eine Hälfte wurde in Kramatorsk abgeladen, die anderen in Tschasowiar.

Hier sind wir aufgestellt worden "po tschetiri" (zu viert) und in der Kolonne mit unserem Gepäck in der Hand und auf dem Rücken losmarschiert bis in unser Lager. In den Baracken waren Eisenbetten, ein Ofen aber kein Holz. Wir kamen 12 Frauen in ein Zimmer mit einem gemauerten Sparherd, die Betten waren Stockhoch rechts und links angebracht, in der Mitte ein Meter breiter Gang.

Zwei Wochenlang lagen wir auf den kalten harten Eisenstangen, wir legten unsere ganzen Kleider darauf um nicht zu erfrieren. Jeden Tag mußten wir antreten und wurden zur Arbeit eingeteilt.

An einem Samstag früh beim Appell sagte man uns, daß wir Morgen früh zeitlich aufbrechen werden, um uns Stroh für unsere Strohsäcke zu holen. Noch im Finsternen zogen wir los, es war sehr weit bis zum Kolchos. Es war schon Nachmittag als wir den Rückweg antraten, der Weg war weit, der Strohsack ist immer schwerer geworden, wir kamen im kniehohen Schnee nur sehr schwer voran, jeder wollte als Letzter gehen, wo der Schnee schon festgetreten war. Wir warfen immer mehr Stroh aus unseren Säcken in den Schnee, damit sie leichter werden, so daß wir um zwei Uhr Nachts erschöpft und mit wenig Stroh für unsere Betten in den Baracken ankamen. Aber wir waren jung und es mußte weitergehen. Abends saßen wir immer beisammen und sprachen von daheim, wie es war und wie es wohl sein wird.

In der Früh mußten wir immer in Kolonne zur Arbeit in eine große Eisengießerei, so groß wie unsere Heimatgemeinde Tschakowa war, die aus Trümmern und Schutt bestand. Das mußte aufgeräumt und wieder aufgebaut werden, dazu brauchte man billige Arbeitskräfte und das waren wir, die Deutschen, wir sollten büßen für das, was der Krieg zerstört hat. Jeden Abend mußten wir zum Appell antreten und uns anhören, daß wir Schuld sind und uns nicht zu beklagen haben. Und wenn alles aufgebaut ist werden wir wieder in die Heimat zurückkehren.

Doch es wurde immer Schlimmer, unsere Sachen haben wir schon alle auf einem kleinen Basar verkauft: Kleider, Bettwäsche, u.a. nur um zu überleben. Wir hatten Hunger. Neben unser Lager brachten die Russinnen Maismehl, Kartoffel und Rüben und boten sie uns zum Kauf an. Als wir nichts mehr zum verkaufen hatten, mußten wir mit dem Essen aus der Kantine auskommen. Wir bekamen zweimal täglich Krautsuppe, das war trübes Wasser, mit einem Löffel Kascha (ungeschälter Hirsebrei) und ein Stück Fisch. Um 9 Uhr und um 17 Uhr dasselbe. Für die Schwerarbeit auf der Eisenbahn "Remont Puti" war die Brotration 750 gr.

Wir mußten stehlen um zu überleben, wer dies nicht konnte wie Herr Sehr, der in den Dominoöfen schwer gearbeitet hat, ist immer schwächer geworden und gestorben. Auch von den Raucher haben nur Wenige überlebt, sie vertauschten ihr Brot oft für "Mahorka", den sie mit schmutzigem Zeitungspapier geraucht haben.

Als der Krieg zu Ende war, hofften wir, daß wir Nachhause dürfen. Selbst die Russen glaubten das. In der Nacht haben sie bei uns geklopft und gerufen "Voina (Krieg) kaputt, Hitler kaputt" der Krieg ist zu Ende, Ihr dürft heim. Doch leider war es nur ein Traum.

Der Winter war sehr kalt, wir waren nicht an diese Kälte gewöhnt. Wenn wir uns in der Fabrik, in einem Raum aufwärmen wollten, kam der Brigadier und warf uns mit Fluchen hinaus.

Abends haben wir uns am Fabriktor versammelt und uns "Po Tschetiri" aufgestellt, dann sind wir durchsucht worden, wir hatten doch kein Brennmaterial im Lager und mußten uns Kohlen aus der Fabrik stehlen. Diese haben wir in der Hose zwischen den Beinen versteckt und so sind wir in der Kolonne mit Wächter durch das Tor bis in das Lager gegangen.

Es gab auch viele Unfälle. Nach dem Abladen der Kohlen und Eisenerze mußten die Frauen die Waggone kehren. Eine Frau, Anna Bruck aus Johannisfeld ist aus dem Waggon gefallen und vom Zug überfahren worden. Sie verlor beide Beine. Zuerst wurde sie von ihren Mitgefangenen in ihren Mantel gehüllt und anschließend in ein Krankenhaus gebracht. Sie lebt heute noch mit Prothesen.

Auch beim Schienen verlegen - 6 Mädchen mußten eine Schiene durch den haltenden Zug schieben - ist beim Anfahren des Zuges ein Mädchen verletzt worden. Sie mußte in das Krankenhaus und durfte dann Nachhause fahren.

Im dritten Jahr hat man Dr. Schütz aus einem Kriegsgefangenen Lager zu uns versetzt. Er hat Vielen das Leben gerettet. Oft brachte man Unterernährte als "Tote" zu ihm, die aus Schwäche sich in der

Fabrik in eine Ecke setzten und fast erfroren sind. Diese hat er mit künstlicher Beatmung wieder zum Leben erweckt. Bei den Erfrorenen habe ich und Liesl Kühn oft beim Einreiben geholfen. Uns hat er alle immer aufgemuntert und uns lebensnotwendige Ratschläge gegeben. Er hat selbst die Familien der russischen Offiziere in der Stadt besucht und behandelt.

Unser Lager war mit drei Reihen Stacheldraht, drei Meter Abstand, umzäunt. Im Zwischenraum waren dünne Drahtrollen, wer sich in dem verwickelten Draht verfangen hat, kam nicht mehr heraus. Einmal sind drei Brüder durchgegangen. Aber die Kinder erkannten immer die Fremden und meldeten diese. Man brachte die Brüder Birkenheuer in das Lager zurück, stellte sie auf und wollte sie vor unseren Augen erschießen. Wir aber baten alle um ihr Leben und versprachen, daß keiner mehr von uns durchgehen wird. Man hat uns Gott-dank erhört.

Im Sommer brachte man uns in einen Kolchos, dort mußten wir von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang am Feld die Ernte einbringen. Wir hatten Schuhe mit Holzsohlen, das war ein Geklapper wenn wir zur Feldarbeit gingen, als käme eine Reiterschar angeritten. Wir waren morgens schon so müde, wenn wir zur Arbeit gingen, daß keine auch nur ein Wort sprach. Beim Kartoffel hacken, haben wir oft schnell vorgearbeitet und uns dann zwischen die Reihen gelegt zu einem Schnellschlaf.

Ich erinnere mich eines Tages als wir an den Apfelplantagen vorbei marschierten, sagte die eine: Schaut mal wie schön die Äpfel sind die sind ja schon reif. Ich glaube hier ist niemand, ich gehe mir einen holen. Und schon war sie drinnen. Auch die anderen konnten da nicht mehr widerstehen, wir hatten doch alle schon lange keine Äpfel gegessen und so sind wir eine nach der anderen hinein und nahmen uns nicht nur einen Apfel. Jede stopfte sich die Taschen voll. Bis auf einmal der "böse Wolf" kam, der Wächter und uns mit Fluchen und Schimpfen: "Nemetzchi-Parazit" hinaustrieb. Jede hat die Äpfel weggeworfen, sie flogen wie die Kannonen.

Vom hohen nassen Gras im Obstgarten waren wir alle naß bis an die Knie, der Posten hat uns wieder zurück in das Lager gebracht und dem Leutnant Meldung erstattet, dieser hat uns gut beschimpft und uns zurück zur Arbeit geschickt. Wir hatten große Angst das dieses ein Nachspiel haben wird. Am Abend beim Appell wurde uns wieder gedroht, daß wir bestraft werden dafür. Doch als ein paar Tage nichts geschah, hofften wir daß man uns verziehen hat.

Und dann kam die Erntezeit, der Schnitt. Wir mußten bei Sonnenaufgang an die Dreschmaschine, am Stroh, oder an der Spreu arbeiten. Am Schwersten war es an der Windmühle wo der Weizen gesäubert wurde. Mit dem Eimer mußte man den Weizen in den Trier schütten, der genug hoch war, zwei mußten von rechts und links den Weizen aufschütten und eine drehen. Doch die Maschine hatte nur drei Flügel und das ging miserabel. Ich mußte drehen bis ich ganz schwindelig wurde, ich dachte es wird nie Abend werden. Aber auch am Abend durften wir nicht aufhören. Der Brigadier sagte es ist Befehl vom Lager gekommen, daß wir die ganze Nacht durcharbeiten müssen. Wir sagten: das kann doch nicht wahr sein, das geht nicht, wir können nicht mehr, der Brigadier aber sagte: doch das geht.

Die Wagen und Traktoren kamen, wir mußten die Garben vom Feld an den Dreschplatz zusammenführen. Das ging die ganze Nacht, wir sehnten den Tag herbei in der Hoffnung, daß wir dann in das Lager zum ausruhen und ausschlafen dürfen.

Am Morgen brachte man uns das Frühstück: Krautsuppe und 500 gr. Brot, das war die Kolchos-Ration, die Dreschmaschine fing das Dreschen an und wir mußten wieder unsere Arbeit tun. Wir waren so entrüstet, das kann doch nicht wahr sein, daß wir 36 Stunden durcharbeiten müssen. Das werden wir nie vergessen. Wir waren hellwach vor Zorn.

Am Abend beim Appell haben wir uns beschwert, da sagte unser Lagerkommandant ob wir den vergessen haben daß wir im Apfelgarten waren? Das ist die Strafe.

Unser Lager am Kolchos war ein niedriger langer ehemaliger Schafstall, da hausten wir auf Stroh mit einer Decke, eine neben der anderen. In der Nähe war ein breites, tiefes Tal mit einer Quelle, da sind wir wenn wir Abends heimkamen zum kochen gegangen. Unsere Töpfe waren Soldatenhelme, die wir auf dem Feld gefunden hatten. Es war die erste Ernte nach dem Krieg und das ganze Feld ein Friedhof.

Vom Feld sammelten wir uns Melten, eine Art Spinat oder Gras, manchmal klauten wir auch Kartoffel, stellten Steine zusammen wo wir Feuer anfachten und uns eine Suppe kochten. Wir hatten kein Salz deshalb haben viele Durchfall bekommen. Später haben wir beim Abladen Salz gestohlen und oft sogar verkauft oder getauscht. Wir brockten das Brot in unsere Suppe und überlebten, denn wir waren noch jung und konnten durchhalten.

Als ich schwarze Blasen an die Füße bekam und nicht auf das Feld gehen konnte, durfte ich bei den Traktoristen die Säcke füllen. Dort bekam ich auch mehr und besseres Essen und konnte eine Tschaika mit gutem Essen meinen Mädchen mitnehmen und verteilen. Alle waren mir dankbar dafür.

Während wir auf dem Kolchos gearbeitet haben, mußten wir jeden Sonntag viele Kilometer zum Baden gehen. Bis wir dann in der Kolonne wieder abends zurück kamen, waren wir vom Staub wieder ganz schmutzig, zudem hat uns der weite Weg immer sehr ermüdet.

Im Herbst mußten wir wieder in die Stadt in die Fabrik oder zur Bahnlinie. Am Schlackberg mußten wir Schienen verlegen und Trawerseen einziehen.

Ein ewiger Kampf hatten wir mit den Wanzen, die uns fast aufgefressen haben. Jede Woche einmal haben wir unser Eisenbett abgebrannt. Wir stellten die Eisenbetten in mit Petroleum gefüllte Konservendosen. Die Wanzen sind aber auf der Wand hochgeklettert und haben sich von der Decke auf uns fallen lassen.

Meine kranke Schwester durfte im Herbst 1945 heimfahren. Auch in den folgenden Jahren sind die Kranken heimgefahren. Ich hatte sehr viel Nachhause geschrieben, die meisten sagten: warum soll ich schreiben, es kommt doch nichts an. Ich aber gab die Hoffnung nicht auf und es ist tatsächlich eine meiner Karten angekommen.

Auch ich bekam eine Karte von meinen Lieben, das war ein großes Hallo im Lager und machte auch den anderen Mut zum Schreiben.

Im ersten Jahr arbeiteten wir ganz ohne Bezahlung, im zweiten Jahr bekam man vom Natschalnik, wenn man fleißig war, einen Talon mit dem man in der Domino-Küche ein gutes Essen bekam.

Im zweiten Jahr hatten wir uns schon an alles gewöhnt, wir dachten es gibt kein Zurück mehr für uns, wir müssen durchhalten so lange es geht. Plötzlich kam der Befehl wir müssen jeden Samstag in der Kantine an einem Programm teilnehmen. Wir sollten tanzen, singen, Theater spielen. Uns war nicht nach Tanzen, aber unser Lagerkommandant jagte uns aus unseren Zimmern wo wir uns lieber ausruhen und von daheim erzählen wollten.

Später kamen aus den Kriegsgefangenenlager deutsche Soldaten mit ihren Instrumenten und machten Musik. Das sollte uns von unserem Heimweh ablenken.

Im dritten Jahr im Herbst waren wir nur sehr Wenige geblieben, viele sind gestorben, die Kranken die sehr geschwächt waren, durften Heim, so daß unser Lager aufgelöst wurde. Die Hälfte von uns wurden einem anderen Lager zugeteilt, wir kamen nach Stalino, das war ein sehr großes Lager, die Zimmer waren mit ca 200 Betten. Es war wieder ein neuer Anfang, alles fremd und hier war es sehr streng. Sonntags mußten wir statt uns auszuruhen, hinaus auf den Kolchos, das war sehr schwer. Doch es mußte weitergehen, man hat uns immer vertröstet, wir kommen bald Nachhause, aber es waren schon vier Jahre vergangen. Wir hatten schon fast keine Hoffnung mehr.

Im fünften Jahr wurde es dann allmählich besser, wir durften uns schon frei bewegen. Wer fleißig war durfte ausgehen. Wir konnten in das Kino und sogar in das Theater gehen und uns am Bazar Kleider kaufen, denn wir hatten ja nur die Arbeitskluft, genau wie die Russen damals.

Jedenfalls wenn einer aus der Fabrik eine Beschwerde bekam, der mußte ins Arrest, bekam nur 200 gr Brot, tagsüber mußte er aber in der Fabrik schwer arbeiten. Krank war nur wer Fieber hatte, alle anderen waren Simulanten und mußten zur Arbeit gehen.

Im Herbst 1949 hat man ständig von aufgelösten Lagern gehört, wo die Leute Heimfahren durften, doch so richtig konnten wir es nicht mehr glauben. Seit fünf Jahren hat man uns immer wieder versprochen daß wir Heim dürfen.

Als uns eines Tages der Lagerkommandant beim Appell verkündete, daß wir nicht mehr zur Arbeit müssen sondern in die Stadt gehen dürfen um uns ordentliche Kleider zu kaufen, damit wir anständig gekleidet heimfahren können - war plötzlich eine Totenstille. Keiner jubelte, keiner konnte sich freuen.

Ich weiß nicht mehr wieviele Tage wir dann in einer gedrückten Stimmung mit unserem Gepäck warteten. Es kam kein Appell und kein Befehl. Wir hatten große Angst und fragten uns was man wohl mit uns vorhat, wo man uns hinbringen wird?

Am 6. November 1949 war es soweit, unser Lagerkommandant kam und fragte uns: "Seid Ihr alle bereit?" Keiner antwortete, da fragte er: "Wollt Ihr denn nicht Nachhause?" Erst da begannen alle zu schreien: "Ja, Ja, Ja!" Er sagte uns wir sollen unser Gepäck nehmen, wir werden zum Bahnhof gebracht, aber es soll still geschehen, wir sollen keinen Lärm machen. Wir wußten nicht warum, befolgten aber alle still seine Befehle.

Wir wurden in Viehwaggone verfrachtet und am 7. November abends um 17 Uhr sind wir abgefahren. Es hatte geschneit, wir waren alle sehr traurig, aber der Zug rollte wirklich der Heimat entgegen.

In Iasi wurden wir wieder in rumänische Waggone umvagoniert und sind bis Ungheni gefahren, dort bekamen wir eine "foaie de drum" (Fahrkarte) und wurden in verschiedene Richtungen verteilt. Hundert Personen wurden gleich einvagoniert und durften heimfahren. Uns hat man in vier Lastwagen über die Berge wieder an die russische Grenze geführt, bis Sighet. Hier waren sehr viele Menschen am Bahnhof, die nach Großwardein (Oradea) fahren wollten. Wir die wir aus Rußland gekommen sind, durften als erste in den Zug steigen, die anderen nur wenn noch Platz bleibt.

In Größwardein mußten wir umsteigen, hatten aber nur mit einem Schnellzug Verbindung nach Temeswar, um aber dafür ein Ticket zu kaufen mußten wir von unseren Strümpfen verkaufen, da wir kein Geld hatten. Sehr spät kamen wir in Temeswar an.

Die Ersten, die von Ungheni nach Temeswar fahren, hatten gute Verbindung und kamen schon am 13 November an. Sie verständigten unsere Angehörige, und diese erwarteten uns am Bahnhof. Auch meine Mutter.

Was diese Augenblicke des Wiedersehens für uns alle bedeutet haben, kann nur der ermessen, welcher sie selbst erlebt hat.

Wir fahren weiter bis Tschakowa, wo fast die ganze Gemeinde wartend am Bahnhof vertreten war. Meine Familie war auch dabei, meine Kinder sahen mich schüchtern an, ich war ihnen fremd geworden, ich konnte nicht sprechen, sie sind in den fünf Jahren so groß geworden.

Dieses Wiedersehen war so überwältigend, mit dankbarem Herzen versuchen wir das Vergangene zu verdrängen. Es war wie ein böser Traum, der sich nie mehr wiederholen darf!

Eva Becker geb. Geiring

Aus "Der Donauschwabe" vom 22.01.1995

Prof. Dr. Stefan Binder hat Erlebnisberichte ehemaliger Rußland-deportierten gesammelt und 1991 in einer Dokumentation unter "Sie litten und starben als Deutsche. Für wen?" in der Temeschburger Tageszeitung "Neue Banater Zeitung" in Fortsetzung - 38 Folgen - herausgebracht.

Daraus sind folgende Auszüge:

Februar 1945
- Im "Dombass-Express" in die Sowjetunion -
Gehässiger Empfang

Ende Januar 1945 übernahm das russische Militär die von der rumänischen Polizei und Soldaten des Innenministeriums zusammengetriebenen arbeitsfähigen Rumäniendeutschen und verfrachtete sie wahllos wie das Vieh in geschlossenen Güterwagen unter schärfster Bewachung und Missachtung jeder menschlichen Regungen. Die Deportierten waren gleichsam rechtlose zivile Kriegsgefangene, von den damaligen rumänischen Behörden der Willkür der Sowjetmacht preisgegeben.

Der überwiegende Teil der Zwangsverschleppten, über 90% kam in das Donezbecken, eines der wichtigsten Industriegebiete der Sowjetunion, wo die deutsche Wehrmacht im Zuge der Kampfhandlungen große Schäden verursacht hatte. Vornehmlich hier wurden die zur Zwangsarbeit verschleppten Deutschstämmigen aus dem ganzen sowjetischen Machtbereich als "mitschuldige" am Krieg zum Wiederaufbau eingesetzt.

Den Weg in das Inferno, das diesen unglücklichen Menschen bevorstand, geben zahlreiche Erlebnisberichte wieder, von denen viele das Geschehen mit eindringlicher Anschaulichkeit schildern, wobei manche Szenen an Sequenzen aus Horrorfilmen erinnern.

So berichtet Frau Margarete Stuber aus Temeswar: "Am Morgen wurden wir dann in Viehwaggons verfrachtet. Der Wagen hatte nur ein kleines Fensterloch, woher wir aus grosser Entfernung Abschied von den Eltern nehmen konnten, ich auch von meiner sechsjährigen Tochter. Niemand durfte sich den Waggons nähern. Diese wurden von bewaffneten russischen Soldaten bewacht, die unsere Verwandten und alle Anwesenden bedrohten. Sie hatten den Befehl zu schiessen, wenn die Anordnungen nicht beachtet werden."

Frau Maria Fedrich aus Karan erinnert sich: "Dann fuhren wir los in Viehwaggons, kleine Fenster mit Eisengittern, die Türen verschlossen. Als wir bei unserer Gemeinde durchfuhren, blieb der Zug stehen. Wir blickten durch die kleinen vergitterten Fenster hinaus. Unsere Angehörigen waren alle dort, die ganze Gemeinde. Sie sagten mir, im wievielten Waggon mein Mann war und ihm sagten sie, wo ich war. Dann fuhren wir 18 Tage und 18 Nächte. Manchmal stand der Zug sehr lange."

Für Frau Maria Fölk aus Temeswar erscheint nachträglich alles wie ein 'böser Traum': "In Adjud hat man uns in einen Viehwagen verladen. Am Boden war nur Eis vom Vieh, das man vor uns transportiert hatte. Wir waren 45 Personen. Die Männer haben das Eis mit Messern losgeschlagen und im Fussboden des Waggons ein Loch gemacht, das wir als WC benutzten. Es war schrecklich! Am 5. Februar sind wir in Kriwoirog angekommen. Der Weg bis dahin war grausig. Der Wind

blies uns den Schnee durch die grossen Ritzen und die Gitter des Waggon. Brot und Wasser alles war gefroren."

Frau Emilie Wildau aus Temeswar beschreibt ein ungewöhnliches Erlebnis: "Als wir noch vor der russischen Grenze waren, erwachten wir eines Nachts auf ein herzzereissendes Weinen hin. Was war geschehen? Der russische Posten, der unseren Waggon überwachte hatte uns in der Nacht, als wir vor Kälte eng umschlungen schliefen gezählt und irrtümlich festgestellt, daß eine Person fehlte. An einer kleinen Haltestelle hatte er dann einen etwa 15-16-jährigen Jungen festgenommen und zu uns in den Waggon gesteckt. Der Arme hatte losgeheult, daß wir alle erwachten. Er berichtete unter Tränen sein Missgeschick, denn mit dem Russen konnten wir uns nicht verständigen. Es war ja lächerlich zu glauben, daß einer von uns durchgebrannt sei, zumal die Tür verschlossen war und der Posten davor saß. Also standen wir alle auf, damit er uns abzählen konnte. Als er endlich festgestellt hatte, daß keiner fehlte, wurde der arme Junge an der nächsten Haltestelle freigelassen. Er lief laut weinend und nach seiner Mutter rufend los."

Und weiter: "Es war eine trostlose Gegend, durch die wir fuhren, ausgebrannte Häuser, zerbombte Dörfer und Städte. Überall lagen abgeschossene Flugzeuge herum und zerschossene Tanks, steckten Helme auf Kreuzen.

Als wir auswaggoniert wurden, konnten wir uns kaum auf den Beinen halten, so steif waren wir vor Kälte und der langen Reise. Wir stampften mit unseren Koffern durch den 1/2 Meter hohen Schnee. Russische Kinder, jämmerlich anzusehen in ihren Lumpen umringten uns. Ihre bleichen, mageren Gesichter verschwanden unter den grossen Pelzmützen. Sie bettelten uns um Brot an: "Njemki, dai chleb!" Das waren die ersten Worte, die wir hier zu hören bekamen. Als wir ihnen nichts geben konnten bewarfen sie uns mit Steinen und beschimpften uns.

Die Ortschaft hieß Iljenowka. Man führte uns ins Bad. Unsere Kleider gingen zur Entlausung in die "Etuwa". Als ich meinen Wintermantel zurückbekam, war das schöne Leopardenfell ganz zerfetzt, aber die Schulnummer am Ärmel war geblieben."

Frau Susanne Schneider aus Knes erinnert sich: "In 17 Tagen bekamen wir zweimal zu essen, sonst gar nichts. An der moldauisch-russischen Grenze wurden wir umwaggoniert in russische Waggon. Jetzt fing das Kalvarium erst recht an: Läuse und Kälte, dazu kein Feuer. Unsere Kleider waren für dieses Klima nicht geeignet. Wir froren bitter. In einem Kohlengebiet im Donbass angekommen ging es im Marsch' ins Lager. Unterwegs wurden wir von der Zivilbevölkerung beschimpft und mit Steinen beworfen."

Frau Anna Boiciuc aus Temeswar sagt: "Endlich wurden wir abends in Neu-Moskau auswaggoniert eine total ausgebombte Stadt. Die Leute die überlebt hatten, hausten alle in Erdhütten wie in Bunkern."

Frau Anna Klemens schildert die ihre Kräfte übersteigende Aufbauarbeit, die sie mit ihren Leidensgenossinnen in Kadijewka(Donbass) leisten mußte: "Sieben Mädchen bekamen wir einen Schlitten, so gross wie die zu Hause, vor den man aber Pferde spannte. Damit mußten wir Felssteine führen. Schon das Aufladen war mühevoll, zudem die Entfernung von 8-10 Kilometern. Die Norm war sehr hoch.

Dort hat mich auch ein Russe hart geschlagen, weil mir die Steine zu schwer waren. Oft mußten wir im Mondschein arbeiten, weil wir die Norm nicht erfüllt hatten. Mein rechter Fuß schwoll an und schmerzte, da ich aber kein hohes Fieber hatte, um im Lager zu bleiben, mußte ich zur Arbeit. Ein ganzes Jahr hatte ich noch eine tiefe Narbe. Später arbeiteten wir in einer Aufbaubrigade, mußten Steine und Zement ausladen und Maurerarbeiten verrichten. Das alles war auch sehr schwer. Unsere Kleider waren zerfetzt, wir hatten nichts zum Anziehen, meine Füße waren immer so nass wie die einer Wäscherin. Am 17. Januar 1947 sind wir in das Lager Jasinowatow überführt worden, bei klirrender Kälte in Lastautos, in denen wir von frühmorgens bis abends fast erfroren sind. Dort mußten wir Eisenbahnstrecken bauen. Da es aber sehr kalt war, war die Erde hart gefroren und die Arbeit ging nicht vorwärts. Im Lager bleiben durften wir jedoch nur wenn es unter -40° Celsius war."

Frau Eva Garlati führt in ihrem Bericht an: "In Tschassowjar wurde ich zur allerschwersten Arbeit eingeteilt, zum Transport. Wir hatten keine geregelten Arbeitsstunden. Wir wurden geholt, wenn man uns brauchte und man brauchte uns sehr oft. Häufig kamen wir nach 10-12 Stunden Arbeit im Lager an und legten uns erschöpft nieder. Nach kaum einer bis zwei Stunden wurden wir wieder mit Fluchen und "Dawaii" zur Arbeit getrieben. Da wir anfangs kein Russisch verstanden, gab es Fußtritte und Stöße. Es war die Hölle."

Frau Sara Lichtenecker aus Neppendorf erinnert sich: "Das Lager war in der Nähe von Dnjepropetrowsk. Zuerst kamen wir in eine Aufbaugruppe. Die Frauen mußten Kohle, Zement, Ziegel und Holz von den Zügen abladen. Auch in der Nacht mußten wir arbeiten, je nachdem wann die Züge ankamen. Niemand fragte danach ob wir auch am Tag schwer geschuftet hatten. Im Winter schaufelten wir in der grimmigen Kälte Schnee auf den Straßen und von den Bahnlinien. Auch zur Schwerarbeit, zum Instandsetzen der Bahnlinie wurden wir Frauen geschickt. Wir hoben dabei die Schienen und schoben darunter die schweren Holzpfosten. Im Winter mußten wir zuerst mit der Spitzhacke das Eis weghauen. Am gefährlichsten war das Aufladen der Sprengluftflaschen. Wenn eine so schwere Flasche gefallen wäre, wären wir alle in die Luft geflogen."

Frau Emilie Wildau, die als Küchenhilfe arbeitete erinnert sich, daß sie zum kochen nur Kohle bekamen, das Holz zum Feuer anfachen mußten sie stehlen: Latten, Bretter von Zäunen und Stegen, sogar die Tür einer Latrine oder die Bodenbretter aus einem Wagen der Miliz, der neben der Kantine stand.

Sie erinnert sich an den politischen Leutnant, der sie alle immer zum Verhör kommen ließ und nach den Mitinsassen ausfragte. Im Suff hatte er sie sogar mit einem Messer angegriffen. Als sie ihren Löffel, den sie noch von daheim hatte, damit ihn niemand klaut, hinter einem Stalinbild versteckte wurde sie bestraft: "Einmal hat er mich erwischt als ich Herrn Dr. Lammert eine zweite Portion Essen herausreichte. Ich mußte Schürze und Kopftuch als Zeichen meiner Degradierung ablegen und ihm zum Stab folgen. Als ich meinen Mantel nahm flehte mich Mama Milja, eine unserer Köchinnen, die mir den Auftrag gegeben hatte, weil Dr. Lammert ihre zwei Kinder behandelte, an, ja nichts zu sagen, denn sonst würde sie aus der Küche fliegen und nie wieder Arbeit bekommen. Ich gab ihr mein Wort und habe es auch gehalten. Ich wurde im Schnellverfahren

wegen Übertretung der Lagerregeln zu 5 Sutkis (fünf Mal 24 Stunden) Arrest verurteilt. Das Arrestlokal war ein Raum ohne Bett, Tisch und Stuhl mit einem großen Fenster, breiter Fensterbank und Betonfußboden, in einer Ecke ein großer Haufen gefrorener Unrat. Einige Tage zuvor hatte ich gesehen, wie man einen kleinen Jungen steif gefroren herausstrug.

Es war bitter kalt bei minus 30°, ich hatte nur ein kleines Kopftuch, meinen Wintermantel und Stiefel von zu Hause an. Wenn die Luft rein war brachten mir die Küchenmädels Essen. 5 Tage und 4 Nächte habe ich so ausgehalten. Als man aber am Abend des letzten Tages an die Türe klopfte, antwortete ich nicht mehr. Wie ich dann später erfuhr, hatte man den diensthabenden Offizier alarmiert, die Türe geöffnet und mich steif gefroren am Fensterbrett hockend vorgefunden. Ich wurde mit Schnee abgerieben und wachte dann nach Mitternacht auf einem Bett in der Krankenstube auf. Sechs Wochen dauerte es bis ich wieder auf die Beine kam. Ich hatte eine akute Gelecksentzündung mit sehr hohem Fieber.

Nachher durfte ich nicht mehr zurück in die Küche. Ich mußte in der 'Hau-Ruck-Brigade' beim Streckenbau arbeiten. Auf den Schultern mußten wir die schweren Eisenschienen schleppen, mit dicken Eisenstangen sie zurechtrücken und montieren. Nachher arbeitete ich beim Bau. Im Sommer erwischte mich die Malaria. Zur Arbeit mußte ich aber trotzdem gehen. Nur wenn mich ein Anfall mit hohem Fieber und Schüttelfrost packte, ließ man mich ins Lager gehen.

1947 wurde das Lager aufgelöst. Von den ursprünglich 1000 Lagerinsassen waren nur noch 600 übriggeblieben. Ich kam nach Neu-Horlowka. Auch dort habe ich eine Zeitlang in der Küche, dann auch im Koksbetrieb gearbeitet. Eines Nachts wurden wir aus den Betten geholt und mußten in den nahe gelegenen Wald gehen um einen eingeschneiten, mit Kohle beladenen Zug frei zu schaufeln. Während des Schaufelns mußten uns die Offiziere mit der Pistole in der Hand vor den Wölfen schützen, die in unmittelbarer Nähe heulten.

Ein anderes Mal wurde ich von der Russin, die mit der Brotbeschaffung für die Kantine beauftragt war - sie hieß Fenja und hinkte auf einem Bein - aufgestört, um mit ihr ein Gespann aufzutreiben, denn das Auto mit dem Brot konnte, weil es schrecklich regnete, wegen des tiefen Morastes nicht durchkommen. Man stellte uns einen Wagen und zwei Pferde mit Zaumzeug zur Verfügung, gab uns aber sonst keine Hilfe. Fenja weigerte sich, die Pferde einzuspannen. Ich mußte das also alleine fertigbringen. Bisher hatte ich noch nie ein Pferd berührt. Als ich aber den Pferden das Gebiss vor das Maul hielt, öffneten sie dieses brav und ließen sich von mir aufzäumen. 'Koptschik' und 'Prihuschka' hießen die beiden armen mageren Gäule, die ich nie vergessen werde. Ich setzte mich auf den Bock, Fenja setzte sich hinten in den Wagen, es regnete ununterbrochen. Da fing Fenja auch noch zu singen an. Ich schlug mit der Peitsche nach ihr. Die Pferde folgten mir gehorsam und ich war sehr stolz. Wir bekamen das Brot und luden es auf. Aber auf dem Heimweg blieb auch unser Wagen im Dreck stecken. Ich mußte um Hilfe ins Lager laufen. Einige Männer kamen und schoben kräftig mit und so hatten wir für den nächsten Tag das Brot für unsere Leute.

Ein anderes Mal wurde ich nachts von der Frau eines Offiziers, die mich aus der Küche kannte, geweckt und ich mußte mit ihr alle

Wirtshäuser und Spelunken der Stadt aufsuchen, um ihren Mann zu finden. Was sich dort tat, habe ich zum ersten Mal in meinem Leben gesehen. Wir fanden den Mann nicht. Erst auf dem Heimweg fanden wir ihn stockbesoffen in einem Graben.

Frau Anna Bociuc erinnert sich: "In der Nacht sind wir Mädchen gegangen und haben Bäume gefällt. Aber wie? Ohne Holzhacke mit irgend einem Eisenzeug. Den Baumstamm haben wir dann immer ins Feuer nachgeschoben. Der hat aber nicht gebrannt, sondern nur geglost. Unsere Kleider waren schon kaputt, an den Füßen hatten wir auch nichts mehr als Galoschen. Diese waren um vier Nummern zu groß, ich hatte eine viel zu große Hose, deren Hinterteil bis zur Kniekehle reichte. Von den langen Beinen wurde ein Teil abgeschnitten."

Schwere Enttäuschungen und unerträgliche Arbeitsbedingungen gaben den überforderten Zwangsarbeitern gelegentlich den Mut der Verzweiflung, so daß sie sich auflehnten, manchmal sogar mit Erfolg, wie Frau Anna Bociuc weiter berichtet: "Bei bitterer Kälte und noch dazu zu Weihnachten mußten wir die Bäume mit Sonnenblumenstengeln umbinden, um sie vor den Hasen zu schützen. Auf dem Weg - die Nasen waren uns schon weiss geworden und fast abgefroren - sagte ich zu den Mädchen 'Halt jetzt gehen wir zurück, denn sonst erfrieren wir heute'.

Die Brigadierin drohte sie ginge zum Natschalnik und sage ihm daß wir nicht zur Arbeit gehen. 'Umso besser' sagte ich entschlossen, denn es war unmenschlich, bei solcher Kälte und kniehohem Schnee, nass und dem Erfrieren nahe 7-8 Stunden zu arbeiten. Der Natschalnik kam auch, hatte aber eine warme Jacke an, Filzstiefel und eine Pelzkappe auf. Wir stellten uns alle vor ihn und sagten ihm, so gut wir eben konnten, er sei warm angezogen, wir aber halb nackt und in Galoschen. Zu unserer Überraschung verstand er uns, ließ zwei Zimmerchen für je neun Personen herrichten, jedes Zimmer bekam einen Eimer Kohle. Aus dem Stadtlager brachte man uns allen neue warme, gesteppte Anzüge und Bakantschen, so daß wir alle angezogen waren und ein warmes Zimmer hatten."

Von einem Streik im Lager von Tschassow-Jar berichtet auch Herr Martin Hütter aus Hermannstadt: "Wir arbeiteten in drei Schichten in der Fabrik. Doch in der Freizeit konnten wir uns nicht ausruhen, denn da hieß es Hof und Zimmer kehren, Lebensmittel abladen. Gemüse putzen u.a. mehr. In der Nacht mußten wir aber unsere Norm erfüllen. Einmal ging es einfach nicht mehr weiter. Wir waren vollständig erschöpft. Ich überredete meine Kollegen zu einem Streik. Als unser Brigadier erfuhr, daß wir auch außerhalb der Fabrik noch arbeiten müssen, sprach er mit dem Lagerkommandanten und wir hatten seither unsere Ruhe. Wir hatten damals großes Glück, denn der Streik hätte auch schlimmer ausgehen können. Nachher wunderten wir uns selbst über unseren Mut. Doch damals überlegten wir nicht lange wir waren mit unseren Kräften am Ende."

Unfälle am Arbeitsplatz, in Gruben und Fabriken gab es häufig, teils wegen Fehlens jeglicher Schutzvorrichtungen, teils wegen der Primitivität der Anlagen, teils wegen der Unkenntnis der Arbeitsvorgänge seitens der ungeschulten Zwangsarbeiter, teils wegen ihres Kräfteverfalls. Die Opfer waren Tote oder lebenslängliche Krüppel. Herr Josef Stelzner aus Temeswar erinnert sich an folgen-

den tödlichen Unfall: "Im Sommer hatte man die Schwachen auf einen Kolchos gebracht, weil dort das Essen besser war. Der russische Hauptmann hatte aber auf diese Leute vergessen. Ende November bekam er eine Verständigung daß eine Kommission zur Überprüfung des Lagers komme. Da fiel dem Offizier ein, daß er noch Leute im Kolchos hatte. Er schickte zwei offene Lastautos um sie. Als sie im Lager ankamen waren 30 von ihnen während der Fahrt erfroren."

Frau Therese Weber aus Temeswar berichtet über ihren Unfall in einer Kohlengrube im Saporoschje und dessen Folgen: "Ein Grubenwagen ist mir über die Füße gefahren. Zum Glück war er nicht beladen. Trotzdem hat er mir beide Füße gebrochen. Da kein Arzt zur Stelle war, haben meine Arbeitsgenossinnen meine Füße mit Holzleisten geschient und haben mich mit einer Tragbahre nach der Arbeit in das Lager getragen. Am nächsten Tag sagte der Natschalnik daß er mich erschieße, wenn ich nicht in die Grube gehe. Da meine Arbeitsgenossen die Pistole in seiner Hand sahen, trugen sie mich mit der Tragbahre einige Tage hinaus und wieder zurück."

Die in den Zwangsarbeitslagern von den russischen Lagerkommandanten, vermutlich auf höhere Weisung angeordnete Zucht, ließ an Strenge, Grausamkeit und Willkür nichts zu wünschen übrig. Erst einige Jahre später, als die unmenschliche Behandlung der zivilen Kiregsgefangenen in der Sowjetunion weltweit bekannt wurde und sich Rote-Kreuz-Organisationen einschalteten, wurde das Regime in den Lagern gelockert. Aus den Erlebnisberichten der deportierten geht hervor, daß die Zwangsarbeiter streng bewacht hinter Stacheldraht beschimpft und geschlagen, fast schlimmer als Kriegsgefangene leben mußten, zumindest in den ersten Jahren bis 1948.

Herr Benedikt Roch aus Temeswar, Häftling im Lager Bolschewik in Kriwoi rog erinnert sich: "Die Wachmannschaften bestanden größtenteils aus jungen Soldaten, die im Fronteinsatz gewesen waren. Viele waren schwer verwundet worden, waren gehbehindert, hatten verstümmelte Hände und Arme. Aus ihren Augen, aus ihren Worten loderte oft wilder Haß. "Fritz!" Mit wieviel abgrundtiefer Wut sie uns diesen Namen entgeschleudern konnten!"

Herr Jean Schafhütl aus Bukarest, Zwangsarbeiter in einem Bergwerk in Krasnodon, berichtet: "Anfangs weckte man uns fast jede Nacht und trieb uns hinaus in die klirrende Kälte zum Appell. Spärlich angezogen, zitterten wir in der grimmigen Kälte. In den glasklaren Winternächten glänzten die Sterne am Himmel wie Diamanten. Ein messerscharfer Wind ließ die vom Reif bedeckten Baumäste wie ein Glockenspiel erklingen. Welchen Zweck diese Appelle verfolgten wurde uns bald klar. Systematisch verschwanden aus unserem Gepäck Unterwäsche, Hemden, Rasiermesser, Lederjacken, Uhren, bis alles weg war, was irgendeinen Wert hatte. Mir stahlen die Russen einen Gedichtband von Minulescu, dessen Blätter aus dünnem Papier waren, gerade gut um Zigaretten daraus zu drehen."

Frau Maria Bartha aus Hatzfeld, die zur Zeit der Deportation noch nicht 16 Jahre alt war und zusammen mit ihrer 17-jährigen Schwester und ihrem Vater zur Zwangsarbeit im Lager Nr.1013 in Tschasowjar eingesetzt war, schreibt: "Als junges Kind mußte ich zusehen, wie man kranke Menschen schlug, wenn sie nicht mehr zur Arbeit gehen konnten. Wenn wir an einem Tag die Norm nicht erfüllen konnten, bekamen wir kein Brot. Man hat uns gestoßen und geschlagen."

Die Würgeengel in den Zwangarbeitslagern - Hunger, Typhus und Ruhr

Viele Deportierte, besonders auch ältere Jahrgänge, erkrankten weil sie dem menschenmordenden Regime mit seinen verordneten Hungerrationen auf die Dauer nicht gewachsen waren. Medikamente außer Aspirin, Chinin und Bittersalz gab es nicht, so daß die nicht mehr arbeitsfähigen Lagerinsassen entweder nach Ostdeutschland später auch nach Rumänien zurückgeschickt wurden.

Frau Maria Fölkl aus Temeswar berichtet: "Ich habe als kleines Kind die Kinderlähmung gehabt und hinke auf dem linken Fuß. Trotzdem wurde ich nach Rußland verschleppt. Warum?... Am 21 März habe ich Scharlach bekommen. Von den 2000 Lagerinsassen bin nur ich und eine Frau aus Jahrmarkt an Scharlach erkrankt. Bis zum 17 Mai lag ich im Spital mit vielen russischen Kindern zusammen... Im Spital habe ich viel Leid gesehen. Sehr viele junge Menschen mußten sterben. Dort lag sehr krank auch ein deutscher Kriegsgefangener. Er zeigte mir das Bild seiner Frau und seiner zwei kleinen Jungen in Matrosenanzügen und bat mich, wenn er sterben sollte, möge ich ihm das Bild in den Sarg aufs Herz legen. Ich habe es mit schwerem Herzen getan, denn der Mann ist bald darauf gestorben. Kurz nachher bin ich wieder krank geworden. Man brachte mich mit Bauchtyphus ins Spital nach Dnjepropetrowsk. Es war ein Gotteswunder daß ich mit zwei so schweren Krankheiten durchkam. Ich lag ständig im Delirium mit hohem Fieber, ohne Medikamente außer ein paar Chinintabletten. Als ich nach langen Wochen endlich fieberfrei war, konnte ich mich nicht mehr aufrichten. Ich war nur noch Haut und Knochen.

Die Schwestern im Spital hatten Mitleid mit mir. Sie brachten mir frische Eier, brachen die Eier an einem Ende auf und ich habe nach und nach diese langsam ausgesaugt. Dann döste ich vor mich hin, bis ich allmählich zu Kraft kam."

Und weiter: "Ich bekam ein Ekzem vor allem auf den Handflächen, die voll Eiter wurden. Im Lager lag ich dann auf Brettern und blickte ins Leere, bis der Tag kam, an dem man uns Kranke nach Dnepropetrowsk führte und in einen Zug verlud, der uns nach Hause brachte."

Frau Emilie Wildau erinnert sich: "Der Typhus, vor dem wir alle Angst hatten brach aus. Er forderte viele Opfer. Die Kranken wurden isoliert und ins Spital gebracht. Viele kamen nicht mehr zurück. Niemand weiß wo sie begraben wurden."

Frau Anna Klemens berichtet: "1450 Deportierte waren wir beim Antreten in Irmino, im Mai 1946 waren wir nur noch 450, die anderen waren gestorben. Täglich starben 13 bis 17 Häftlinge. Waren es einmal weniger so fragten die Offiziere 'nur so viel?' Als die Ruhr ausbrach war ich elfmal im Krankenrevier des Lagers. Dann habe ich meine letzten Sachen verkauft und habe mir Medikamente gekauft. So überstand ich auch diese schwere Krankheit. Der liebe gute Gott hat geholfen, denn unsere Eltern haben viel gebetet."

Ähnliches bezeugt auch Herr Kurt Hagemann aus Bukarest: "Dort bekam ich die Ruhr. Von der Arbeit wurde ich enthoben. Es gab keine Medikamente. Wenn ich mich auf die Bank im Essraum setzen wollte, mußte ich ein Polster auflegen. Ich war nur noch Haut und

Knochen. Die Ruhrkranken aßen Sonnenblumenkerne, eine Art Kuchen für das Vieh sowie Maiskörner, denn wir hörten, das seien Heilmittel für die Ruhr. Von unseren Frauen die in der Küche arbeiteten, bekam ich 5-6 faustgroße Krautköpfe, die ich roh aß und ich glaube daß diese mich damals gerettet haben."

Auch Herr Johann Schied aus Liebling bestätigte das Wüten dieser Krankheit: "Ich war so krank, daß Wasser und Blut von mir ging. Ich wog nur noch 40 Kilo. Der Arzt sagte, ich solle nur getrocknetes Brot essen und kein Wasser trinken, denn sonst sei es mit meinem Leben aus. Ich habe kein Wasser getrunken und wurde gottseidank wieder gesund. Viele aber starben."

Anschaulich schildert Herr Jean Schafhütl den Leidensweg der Ruhrkranken: "Wegen der Entkräftung, der ungenügenden und verdorbenen Nahrung brach eine Ruhrepidemie aus. Das Ambulatorium war bald überfüllt. Die einzigen Medikamente waren Aspirin und Bittersalz. Anfangs gab es 2-3 Tote täglich, doch die Zahl wurde mit jedem Tag höher. Die armen Kranken waren sich dessen bewußt, daß es für sie keine Rettung gab. Deshalb zogen sie sich in den hintersten Teil des Hofes zurück. Sie sahen wie Skelette aus und kauerten mit kreideweißen Gesichtern am Zaun. Das Leben verrann aus ihnen wie aus einem zerbrochenen Krug."

Frau Therese Weber erinnert sich: "Täglich sind 10 bis 20 gestorben. Sie wurden hinausgetragen, in ein Loch geworfen, auf sie wurde Kalk geschüttet und die Grube abgedeckt. In den ersten zwei Jahren sind im Lager Saporoschje Hunderte gestorben."

Herr Wilhelm Leonhard aus Hermannstadt erinnert sich: "Der Schuster oder der Schmied, wer gerade frei war, mußte das Grab schaufeln. Särge gab es keine. Die Toten warf man direkt in die Grube. Als eine hochschwängere Banaterin beerdigt werden sollte sagte der Schmied: 'Ich kann sie nicht einfach ins Grab werfen!' Er stieg selbst in die Grube und hob die Tote behutsam hinein. Gewöhnlich begruben die russischen Putzfrauen unsere Toten. Erst nach drei Jahren gab es Särge."

F r e i z e i t

Jahre hindurch ein unbekannter Begriff, später mit Lied und Spiel als Sorgenbrecher in der Not, im Zeichen des Überlebenswillens.

Freizeit hatten die Russland-Deportierten zumindest in den ersten Jahren so gut wie keine. Erst in den letzten Jahren wurde ihnen auch etwas Freizeit eingeräumt. Eine vordringliche Freizeitbeschäftigung war das Lausen.

Frau Rosalia Wilhelm aus Temeswar erinnert sich: "Als das erste Frühjahr kam, konnten wir ein wenig an die Luft und in die Sonne gehen, wenn wir hie und da am Sonntag frei hatten, oder wir putzten uns von Wanzen und Läuse. Diese gab es in Mengen."

Das Lausen bestätigt auch Frau Elisabeth Oberten aus Bukarest: "Wenn wir eine Pause einlegten an der Dreschmaschine, knackte ich die Läuse in meinen langen blonden Zöpfen, bis es mir zu dumm wurde und ich mir die Haare schnitt."

Frau Anna Boiciuc berichtet: "Seit 1948 hatten wir im Speisesaal jeden Donnerstag, Samstag und Sonntag Tanzabend. Beim Tanzen wurde meistens auch die Post verteilt."

Herr Josef Stelzner bestätigt, daß die Banater auch im Ural immer wieder Mut faßten: "Wir hatten auch Zerstreung im Lager: jede Woche einmal Kino, jeden Sonntag abend eine Zusammenkunft im Festsaal. Dort haben wir schöne Heimatlieder gesungen. Zwei Akkordeonspieler von uns Deportierten haben uns dabei begleitet."

Auch Frau Emilie Wildau führt in ihrem Bericht an: "Schon im ersten Lager hatten wir ein Orchester. Manche Deportierte hatten ihre Geige von zu Hause mitgebracht, wie z.B. Herr Matz Belgrasch aus Temeswar. Auch ein Akkordeon und Balalaikas hatten wir von den Russen bekommen. Nachher wurde getanzt. Im zweiten Lager in Neu-Horlowka waren wir schon etwas freier. Wir organisierten Vorstellungen. Im Lagerhof hatten wir auch eine Bühne aufgebaut und einen Tanzplatz hergerichtet. wenn wir dann am Samstag und am Sonntag Vorstellung gaben, kamen die Russen aus der Umgebung an den Stacheldraht, brachten sich ihre Schemel mit, sahen uns mit viel Vergnügen zu und klatschten auch fröhlich Beifall. Sie waren ja so arm an Geist, aber gutwillig."

Frau Wildau erinnert sich auch an einen Opersänger aus Wien, er hieß Anton Antkowiak, wenn er das Lied sang: 'Wenn es Abend wird und die Sonne sinkt' blieb kein Auge trocken. Selbst wenn die Lagerinsassen in ihrer Freizeit Küchendienst leisten mußten sangen sie dabei, wie Frau Wildau berichtet: "Da saßen wir alle im Kreis und verrichteten unsere Arbeit. Um nicht einzuschlafen sangen wir anfangs recht zaghaft. Aber den Russen gefiel es. Manchmal gesellten sich auch die diensthabenden Offiziere dazu. Wir sangen Volkslieder, wie z.B.: 'Schwarzbraun ist die Haselnuß', 'Auf der Lüneburger Heide', 'Vor meinem Vaterhaus steht eine Linde' oder 'Muß ich denn zum Städtle hinaus'. Als wir später mehr Mut bekamen sangen wir auch Soldatenlieder, die seltsamerweise bei den Russen großen Anklang fanden. Wir paßten schon auf, aber die Russen hatten keine Ahnung und so sangen wir 'Die dunkle Nacht ist schon vorbei', 'Heimat deine Sterne', 'Im Feldquartier auf hartem Stein' u.a. Auch die rumänische Nationalhymne sangen wir dreistimmig. Die Russen glaubten, es wäre ein Kirchenlied, und als wir zu der Stelle kamen: 'O, Doamne sfinte, ceresc pärinte' da bekreuzigten sie sich und neigten ihr Haupt. (Natürlich nur die Russinnen). Dies Lied gefiel ihnen sehr und sie forderten uns immer wieder auf, das 'Zerklied'(Kirchenlied) zu singen. Auch russische Lieder, die uns die Russinnen lehrten, wurden gesungen, wie z.B. 'Wolga, Wolga matj radnalo', 'Schiroka maja, strana radnaia', 'Tjomnaja' notsch' u.a. Aber der Schlager unseres Lagers blieb das Lied:

'Liebe Mutter weine nicht, ich denk so oft an dich.
Daß ich dich noch hab', ist ein Trost für mich.
Wenn die andern schlafen gehn, dann find ich keine Ruh,
liebe Mutter, so wie du.
Liebe Mutter, weine nicht, tut dir das Herz auch weh.
Liebste, glaube mir, ich bin bald bei dir.

Trotz der mörderischen Arbeitsbedingungen, unter denen vor allem Mädchen und Frauen fast Menschenunmögliches geleistet haben in den glutheißen Gießereien, in den dunklen Grubenschächten, in den Steinbrüchen, auf den Bahnstrecken, bei Maurerarbeiten und Güter-

verladungen in frostigen Tagen und Nächten, haben trotz großer Opfer besonders die Banater Schwaben ihren Überlebenswillen nicht verloren. Sogar in den Viehwaggons während der wochenlangen Reise nach Rußland unter menschenunwürdigen Umständen haben sie gesungen, um sich Mut zu machen. In den Zwangsarbeiterlagern sind auch Lieder entstanden, die irgend ein unbekannt gebliebener Deportierter erdichtet hat und die ihrer Einfachheit wegen zum Gemeingut der Lagerinsassen wurden. Sehnsucht nach der fernen Heimat, Heimweh, Hoffnung auf eine baldige Heimkehr, gelegentlich auch ein banges Todesahnen angesichts des täglich lauernden Hungers, der schweren Krankheiten und des so häufigen Todes sind die Dominanten dieser Lieder. Auf die Melodie des Wolgaliedes wurde das Lied 'Tief in Rußland in Stalino' viel gesungen.

Auch das den Umständen angepasste bekannte Weihnachtslied 'Stille Nacht' sangen die deportierten gemeinsam am Heiligen Abend in folgender Fassung:

Stille Nacht, Heilige Nacht,
Hast du, Mutter, an mich gedacht?
Hing im Weihnachtsbaum silbern ein Stern
Auch für dein Kind in verlor'ner Fern?
Silbern ein funkelnder Stern?

Stille Nacht, Heilige Nacht,
Vater hab das ich gemacht,
Daß dein Haar so weiß wie der Schnee?
Ach wie tut das Herz mir so weh,
Wenn ich, Vater, dich seh.

Stille Nacht, Heilige Nacht,
In der Heimat schneit es sacht,
Alle Glocken klingen daheim,
Alle Straßen, die führen heut heim.
Einmal, einmal noch heim.

In stiller Nacht, heiliger Nacht,
Wenn das Wunder aufgewacht,
Und die Engel mit segnender Hand,
Wallen durch das sternfunkelnde Land,
In der Heiligen Nacht.

In manchen der erdichteten Texte klingen auch sarkastische Töne an, wie z.B. in den Strophen, die auf die Melodie des Liedes: 'Wo die Föhren rauschen' gesungen wurden:

'Wo man die Kolonne po tschetiri (zu viert) zählt,
wo die Zahl nicht stimmt, weil die schtschiot* fehlt,
zählt der eine 'runter und der andre aus,
aber das Ergebnis, das bringt keiner raus.
Wo man abends im Quartier die Läuse fängt
und dabei an die verlor'ne Heimat denkt.
Wo man nach den Seinen bitt're Tränen weint,
da ist Sowjetrußland, das so fremd erscheint.

* russische Rechenmaschine.

Heimkehr der Deportierten.
Freude aber auch Enttäuschungen in der Heimat.

Schon 1946 wurden arbeitsunfähige Kranke und Unterernährte aus den russischen Arbeitslagern entlassen. Die ersten Transporte gingen nach Ostdeutschland, vermutlich weil die Lagerkommandanten mit ihren beschränkten Kenntnissen über die staatliche Zugehörigkeit der Zwangsarbeiter, diese als Deutsche eben in den Teil Deutschlands schickten, der im Machtbereich der Sowjetunion lag. Später erst wurden die kranken Heimkehrer auf ihren Wunsch hin in die Länder zurückgeschickt, die diese als Heimat angaben. Ende 1949, als die Arbeitslager mit Zivilgefangenen in Rußland aufgelöst wurden, kehrten alle überlebenden Rumäniendeutsche in ihre Heimat zurück. Wie sie zurückbefördert wurden und was sie in der Heimat erwartete schildern sie in ihren Erlebnisberichten.

Frau Susanne Spisiyak: "Am 15. September 1946 wurde ich krankheitshalber entlassen. Wir wurden nicht nach Rumänien, sondern nach Deutschland gebracht. Von Almazna (Kreis Woroschilowgrad) fuhren wir ab und kamen am 22. Oktober 1946 in Frankfurt an der Oder an. Aus Deutschland mußte dann jeder, so wie er konnte nach Hause kommen. Ich traf mit einem Transport, der am 8. Juli 1947 aus Schälding bei Passau abging, am 10. Juli 1947 in Grosswardein ein. Von dort wurden wir dann entlassen und nach Hause geschickt."

Erschütternd ist folgender Bericht von Herrn Karl Fischer, dessen Frau und dessen Schwester Zeugen eines schrecklichen Ereignisses waren: "Ein ganzer Transport von Kranken wurde am 23. Mai 1947 zusammengestellt, der wie es heißt in die Heimat gehen sollte. Aber der Transport ging nicht nach Rumänien, sondern nach Deutschland. Am 9. Juli kam er in Frankfurt/Oder an, wo die Insassen entlaust wurden. Dann bekamen sie für 3 Tage Verpflegung und wurden weiter nach Kreutz in ein Quarantänelager geschickt, wo sie einige Tage blieben und dann den Bauern zur Feldarbeit zugeteilt wurden. Sechs Frauen und drei Männer, alle aus Bakowa gruppierten sich und machten sich gemeinsam, natürlich illegal, auf den Weg in die Heimat. Beim Überschreiten der Grenzen über Österreich und Ungarn ging auch alles gut. Als sie die rumänische Grenze in der Nacht vom 30. zum 31. August bei Tschanad zu überschreiten versuchten, wurden sie von rumänischen Grenzern gefasst, aber nicht bei dem Grenzkommando abgeliefert, sondern an der Grenze in eine Reihe aufgestellt und von hinten einer nach dem anderen erschossen. Frau A.S. die schwache Nerven hatte und herzleidend war - sie lebt heute noch in Bakowa - brach angesichts dessen was geschah bewußtlos zusammen. Nachdem die Grenzer ihr Werk vollbracht hatten und alle Erschossenen am Boden lagen, gingen sie weg. Danach erlangte Frau A. S. das Bewußtsein wieder, hob den Kopf, sah die Erschossenen liegen und hörte eine Frau stöhnen. Sie erkannte die Stimme, rief sie beim Namen und fragte sie, ob sie noch gehen könne. Sie müßten weg, denn wenn die Grenzer zurückkämen und sie lebend fänden, würden sie sie erschießen. Die Verwundete hatte einen Durchschuß an der linken Schulter, und es gelang ihr aufzustehen. Beide verließen diesen Ort des Grauens. Die unverbundene Wunde begann aber zu schmerzen und so kamen sie nicht weit. Sie ließen sich in einem Maisfeld nieder und verbanden den Durchschuß an der Schulter mit dem, was sie eben hatten. Das waren nur Streifen, die sie von ihren Kleidern abrissen. Die Angst um ihr Leben trieb sie weiter. Man würde sie suchen, wenn man feststellt daß von den Erschossenen jemand fehlte. Das Ziel der beiden Frauen war die katholische

Kirche. Vom Priester der aus Bakowa stammte - er lebt auch heute noch dort - erhofften sie sich Hilfe. Als sie zu ihm kamen, ging er gleich mit der verwundeten Frau zum Arzt, der die Wunde reinigte und sachgerecht verband. Dann gab er ihnen Geld und einen Begleiter, der sie zur Bahstation brachte. So konnten sie den verhängnisvollen Ort verlassen. Zu Hause erfuhren dann die Eltern und die Kinder der Frauen, die das harte Schicksal an der Grenze getroffen hatte, die Unglücksbotschaft. Die Toten waren ja Mütter, die nichts anderes wollten als nach Hause zu ihren Kindern zu kommen. Warum mußten sie sterben? Befolgt die Grenzer einen Befehl von oben, oder ließen sie ihren Hass an diesen Menschen aus?"

Frau Maria Fölkl aus Temeswar berichtet: "Am 2. Oktober 1945 hat man uns nach Dnjepropetrowsk gebracht und uns nur Kranke in einen Zug ohne Fenster und Bänke verfrachtet. Ich weiß nicht wie ich den Weg durchgehalten habe, wie wir nicht verhungert sind. Im Zug mir gegenüber lag eine junge Frau mit einem Kleinkind im Arm, das vor Hunger an der Brust der Mutter starb. Mit mir zusammen im Zug waren auch zwei Schwestern aus Serbien, die beide keine Füße mehr hatten, denn sie waren ihnen abgefroren und man hatte sie ihnen amputieren müssen. In Sighet erwarteten uns viele Menschen auf dem Bahnhof mit warmem Essen und warmen Kleidern... Am 24. Oktober in der Nacht kamen wir in Temeswar an. Dort wurde ich von meinem Nachbarn, der in einem Büro arbeitete, erkannt. Er brachte mich in das Büro wo ich von allen wie ein Weltwunder angestaunt wurde. Ich war mager und schmutzig, hatte keine Haare mehr und war todmüde. Am Morgen fuhr ich mit meinem Nachbarn in der Straßenbahn nach Hause - ein Taxischofför wollte mich nicht mitnehmen aus Angst davor, daß ich Läuse hätte. Als meine Mutter mich sah, erschrak sie, die Nachbarn liefen zusammen und fragten nach ihren Angehörigen, die mit mir zusammen deportiert wurden. Über ein Jahr war ich in ärztlicher Behandlung, bis ich so halbwegs wieder ein normaler Mensch wurde."

Frau Emilie Wildau erinnert sich: "Am 10. November 1949 sagte man uns am Abend beim Appel, daß die Leute aus Rumänien nach Hause fahren dürfen. Es gab einen Freudentaumel, Freudentränen und Umarmungen. Anfangs wollten wir es nicht glauben. Aber als wir dann nicht mehr zur Arbeit mußten, glaubten wir es. Bis zum 16. November mußten wir in Lagerquarantäne bleiben, putzten und packten in der Zeit unsere armen Habseligkeiten. Dann kamen wir bis zum 19. November in ein Sammellager, woher wir am Elisabethtag abfahren. Wie aus einem Munde erklang in den diesmal offenen Waggons das Lied 'Großer Gott wir loben dich!' An der Grenze mußten wir aussteigen und wurden abgezählt. Als wir die Lichter am Grenzübergang sahen, knieten wir nieder, küßten die Erde und dankten Gott.

In Sighet im Lager bekamen wir gutes Essen. Aber das war für uns verheerend, denn der Magen vertrug das fette Essen nicht mehr und wir wurden alle krank. Dort bekamen wir auch einen Entlassungsschein, eine Freikarte für die Eisenbahn und 200 Lei. So ausgerüstet, traten wir die Fahrt nach Temeswar an. Vier Frauen waren wir, die wir am 27. November 1949, einem Sonntag um 14 Uhr am Josefstädter Bahnhof ankamen. Wenn Stalin in Person nach Temeswar gekommen wäre, wären nicht so viele Menschen zusammengekommen. Wir konnten kaum aussteigen, wurden von den Leuten umringt und alle fragten nach ihren Angehörigen. Meine Mutter war auch in der

Menge. Sie schloß mich in ihre Arme. Nun hatte sie ihre Tochter wieder, nach der sie 5 Jahre geweint hatte."

Frau Rosalia Wilhelm aus Temeswar berichtet: "Nach langen, endlosen Jahren kam der erlösende Oktobertag 1949. Die russischen Kollegen hatten es uns schon gesagt, daß wir nach Hause fahren. Wir wollten es nicht glauben. Einige Fachleute sollten dort behalten werden, aber keiner wollte bleiben. Wir packten unsere Habseligkeiten und auf ging's zum Bahnhof. Die Russen winkten uns zu. Wir waren inzwischen Freunde und Leidensgenossen geworden. Sie hatten es auch nicht viel besser als wir. Dann wurden wir einwaggoniert und es ging heimwärts, diesmal mit unverschlossenen Türen. Als wir rumänisch sprechen hörten floßen viele Tränen. In Sighet angekommen, fragte man uns, wo wir hinwollten, nach Österreich, nach Ungarn oder nach Rumänien. Nur wenige wollten fort, wir wollten alle in unsere Heimat. Auf den Bahnhöfen gab es wieder viele Tränen der Freude aber auch der Trauer, denn viele kehrten nicht mehr zurück."

Manche Wechselfälle während der Heimfahrt im Oktober 1949 führt Herr Benedikt Roch aus Temeswar an: "Am 5. Oktober 1949 sind wir zur Heimfahrt einwaggoniert worden: 1149 Frauen und Männer. Der Kommandant des Zuges hatte mich zu seinem Dolmetscher und Helfer ernannt und dafür haftbar gemacht, daß genau so viele Leute ankommen, als abgefahren waren. Wenn auch nur einer fehlt hieß es, hätte ich zurück müßen. Als der Zug einmal hielt, Pjaticatki hieß der Ort, ich werde diesen Namen nie vergessen, gingen einige Wasser holen, und blieben länger aus als vereinbart wurde. Auf einmal setzte sich der Zug in Bewegung. Ich rannte nach vorne und wollte mich dem Lokomotivführer bemerkbar machen. Zum Glück verstand er meine verzweifelten Zeichen und hielt an. Damals lief ich wie noch nie in meinem Leben, ich lief um den Preis meiner Heimkehr."

Frau Helene Zongor aus Temeswar erinnert sich an die letzten Wochen im Lager nr.1001 im Donezbecken: "Einen Monat bekamen wir frei, uns wurden Theater, Museen, Ballett gezeigt, damit wir mit den schönen Eindrücken der letzten Wochen nach Hause fahren. Im November kam ich mit dem letzten Transport nach Hause."

Enttäuscht berichtet Frau Susanne Mos: "Im Dezember ging es heimwärts. Am 17. Dezember kam ich in der Heimat an. den Heimweg mußten wir auch in Viehwaggons antreten, etwas weniger zusammengedrängt als bei der Deportation. Er dauerte neun Tage. Drei Tage waren wir im Sammellager in Sighet. Daheim kamen wir wieder ins Nichts. Alles war uns enteignet, das Feld, die Häuser, die voll Kolonisten waren. So mußte ich wieder wandern, kam nach Temeswar, wo ich Arbeit in der Schuhfabrik fand."

Auch Herr Gustav Plattner aus Almen, Zwangsarbeiter an Koksöfen in Konstantinowka und Jenakiewo fand sich in der Heimat schwer zurecht: "Ich kehrte 1950 in die Heimat zurück. Meine Eltern fand ich zu Hause in einer schwierigen Lage. Sie waren enteignet und aus dem Wohnhaus hinausgeworfen. Im Hause fand ich Zigeuner. Im Mai 1950 wurde ich zum Militär einberufen und mußte noch drei bittere Jahre in einer Arbeitseinheit dienen. Ich war jung und dann geht man leichter über alles hinweg. Aber ich glaube, daß das niemand mehr gut machen kann."

Frau Helene Zongor: "Das Wiedersehen mit meinen Lieben war entmutigend: meine Mutter vor Gram gealtert, meine Tochter mir entfremdet, mein Mann hatte in Deutschland eine neue Familie gegründet. So tapfer ich bis dahin durchgehalten hatte, so sehr brach ich nun zusammen. Alles hatte sich verändert. Ich hatte keine Wohnung und keine Arbeit. Im Januar 1950 nahm ich eine Stelle als Verkäuferin in einem Lebensmittelladen an. Ich konnte mich aber nicht erholen und man schickte mich in befristete Krankenrente... schließlich wurde ich arbeitslos. Genauso wie Tausende Meinesgleichen frage ich mich: 'Wie und wo geht es weiter? Hat alles überhaupt noch einen Sinn?'"

Frau Elisabet Oberten aus Bukarest: "Den zweiten Weltkrieg machten wir mit, dann wurden wir deportiert. Nachher war unsere Jugend schon weg, da hatten wir nicht mehr den Enthusiasmus der Jugend, weil wir durch zu viel Schweres gegangen waren."

Und Frau Elisabeth H. meint: "Die Angst sitzt uns noch in den Knochen... 45 Jahre hindurch versuchte man alles zu vergessen... Daß wir das überleben konnten kommt mir wie ein Wunder vor. Viele sind dort geblieben. Anfangs glaubten wir, daß wohl keiner mehr nach Hause kommt."

СОЮЗ ОБЩЕСТВ КРАСНОГО КРЕСТА И КРАСНОГО ПОЛУМЕСЯЦА
СССР

Почтовая карточка военнопленного
Carte postale du prisonnier de guerre

Кому (Destinataire) Endres Kani

Куда (Adresse) Romania, Com. Jurg. № 411

Отправитель (Expéditeur) Эндрес Юржан

Семья или имя военнопленного
Nom du prisonnier de guerre

Почтовый адрес военнопленного
Adresse du prisonnier de guerre СССР, г. Москва, м/я 315/1403

201

Niemand traute sich zu widersprechen

von Margarete Sottrel

Bezugnehmend auf den Artikel "Wissenschaftler diskutieren über die Zwangsdeportation der Südostdeutschen" von Peter-Dietmar Leber in der Banater Post vom 5. Februar 1995 sei es mir vergönnt, auch einige Bemerkungen zu diesem Thema zu machen.

Wenn Prof.Dr.Georg Weber behauptet, die Verantwortung für die Deportation läge ausschließlich bei der Sowjetunion, und Rumänien sei eindeutig freizusprechen, so muß ich mich den Zeitungen anschließen, die dieses bezweifeln.

Ich wurde als 17jährige mit noch drei Schwestern ins Sammellager nach Temeschburg/Freidorf gebracht. Es gelang mir aber, aus diesem Lager bei Nacht zu fliehen. Meine Flucht wurde von den Verantwortlichen nicht bemerkt, denn meine Schwestern riefen beim jeweiligen Appell auch meinen Namen. Der Transport ging ohne mich ab. Ich lag zu Hause, krank, denn ich hatte mir bei der Flucht in der eisigen Kälte eine Lungenentzündung zugezogen. Trotzdem wurde ich nach einigen Tagen von rumänischen Soldaten aus dem Krankenbett geholt und mit einigen Nachzüglern vor eine Kommission gebracht.

Diese Kommission bestand aus zwei rumänischen und einem russischen Offizier. Ich hatte ein Krankheitszeugnis von dem mich behandelnden Arzt dabei und legte es vor. Der eine rumänische Offizier sagte: "Wenn ich krank wäre, könnte ich auch in Rußland behandelt werden!" Der russische Offizier hatte ein Einsehen und sagte, ich sei "malinki" (klein), man solle mich heimgehen lassen.

Nach mehr als dreißig Jahren (1979), ich war damals im Lehramt tätig, wurde bei einer "ideologischen Prüfung", der sich die Lehrkräfte in Rumänien sämtlich unterziehen mußte, das Thema Rußlanddeportation behandelt. Der rumänische Lektor behauptete, daß damals keine Frauen und Mädchen nach Rußland deportiert wurden, sondern nur arbeitsfähige Männer.

Obwohl so manche aus Rußland heimgekehrte Frau unter den Hörern saß, getraute sich doch niemand zu widersprechen, aus Angst vor Disziplinarstrafen, die unweigerlich erfolgt wären. Das wäre nur ein Beispiel, welches man den Nachkommen der unzähligen Opfer der Rußlanddeportation nicht vorenthalten sollte.

Leserbrief aus der "Banater Post" vom 5.März 1995

An mein Kind!

Ich sitze so einsam im Kohlenschacht
 Die Gedanken sind Daheim bei Tag und Nacht.
 Und wenn ich eingeschlummert bin
 Da träume ich immer "von meinem Kind".

Ihr Vater mußte zieh'n hinaus ins Feld
 Ihre Mutter wird verschleppt in die weite Welt.
 So blieb mein kleines Kindelein
 Ohne Vater und ohne Mütterlein.

Mein Ohr hörte immer diese Kinderstimme schrei'n
 Mutter! Wann kommst du wieder? Lass mich doch nicht allein.
 Deine Stimme, deine Liebe sie fehlt mir bestimmt
 Doch nun bin ich ein Waisenkind!

Ein Waisenkindelein bist du zwar
 Wie's Vielen in der Welt beschieden war.
 Doch sei getrost mein liebes Kind
 Wenn Gott hilft, bin ich bei dir geschwind.

Mein liebes Kindelein bete doch
 Und Bitt' den lieben Gott
 Daß er dein liebes Mütterlein
 lasst wieder Heim, um bei dir zu sein.

Und sollte aber der Fall so sein
 Sowie einst bei dem Vater dein.
 Das ich nicht wieder kehre Heim
 Und bleibe hier so ganz allein.

Dann gehe gleich zum Friedhof raus
 Und richte dir ein Grab dort auf.
 Und denk' es sei dein Elterngrab
 Die niemehr auf dich schaut herab.

Dies Grab behalte und pflege es Jahr für Jahr
 Und tröste dich, mit deinem Kummer dar
 Pflanz darauf viel Sträußelein
 Und auch das Blümlein "Vergissnichtmein".

Gedichtet von Anna Schmidt weinend in Rußland in einer einsamen
 sehnsuchtsvollen Nacht im Kohlenschacht für ihre Tochter Elfriede
 Andor.

Zur Zwangsarbeit nach Rußland verschleppt

Früh morgens ist es die vierte Stund,
der Bläser führt sein Horn zum Mund:
Ihr Schachtleut es ist Aufstehzeit,
die Schachtkluft an, zur Frühschicht bereit.
Zum Frühstück wird rasch gegangen,
es muß für acht Stunden Plage langen.
Tee und Brot, das den Gaumen sticht,
runter gewürgt, ob es schmeckt oder nicht.
Um sechs wird noch einmal geblasen,
in Reih und Glied wird das Lager verlassen.
Zur Arbeit werden wir getrieben,
nur schwer Kranke sind in den Baracken geblieben.
Manche Mutter denkt an ihr Kind daheim,
ein Vater geht stumm mit seinem Sohn, wie allein.
Wer im Zuge aus der Reihe sich rührt,
des Wachtiors Gewehr in seinem Rücken voll Schmerzen spürt.
Der weiß nicht viel, nur siebzehn er ist,
er haßt dich, nur weil Nemezki du bist.
Im Lift fahren wir dann zum Stollen hinunter,
die Zeit reicht gerade noch für ein Vaterunser.
Bis wir das Tageslicht wiedersehn,
acht mühsame, schwere Stunden müßen vergehn.
Nur Kohlen fördern und schwere Loren schieben,
was ist von unserem jungen Leben geblieben?
Wer im Schacht einen nassen Arbeitsplatz erkoren,
sind im Winter ihm die Kleider am Leibe gefroren.
Auftauen mußte er sich geschwind,
bevor er dann zur Waschschüssel ging.
Kein Sonn' oder Feiertag war uns gegeben,
nur schwache Nahrung, kaum zum leben.
Aus einem Gebetbuch ganz klein,
haben wir gelesen, daß Sonntag Ostern wird sein.
Und Ostern zu feiern war uns dann gelungen,
vor Schachteinfahrt haben wir die Ostermesse gesungen.
Wir dachten alle an das Essen zu Haus,
was dort vom Essen geblieben, wäre für uns ein herrlicher
Schmaus.

Lange sind wir schon fort von daheim,
kein Brief darf an unsere Lieben geschrieben sein.
Verflucht seien die, die uns hierher verbannt,
die Eltern- und Kindesliebe vielleicht nie gekannt.
Wie lange wir Deutsche noch leiden müssen,
und weshalb wir soviel büßen?
Die Antwort darauf kann uns niemand geben,
weil viele gar nicht mehr leben.
Viele Freunde haben wir schon begraben,
und wieviele werden es noch sein?
Wenn wenigstens die Kranken könnten heim!
Auch wir haben einmal gerne gelacht,
jetzt singen wir nur Heimat deine Sterne,
und weinen die halbe Nacht.
Zu Kriegsende war uns die Heimfahrt versprochen,
doch alle haben ihr Wort dann gebrochen.
Von der Jugend hat man uns gestohlen die schönsten Jahre,
und wer weiss, wann wir nach hause fahren.....

Von Gisela Hahn-Ciorici aus Detta in der NBZ veröffentlicht.

Der 13. Januar 1945

Am 13. Januar in frühester Morgenstunde
erscholl' die schauerhaft-grausame Kunde.
Von verzweifelten Menschen durch die Gassen
war nicht zu glauben, nicht zu fassen.

"Ihr sächsischen Männer und Frauen"
man möchte den eigenen Ohren nicht trauen.
"In zwei Stunden macht euch marschbereit
und sackt euch ein für längere Zeit."

Männer von 17-45, Frauen von 18-30 Jahren
waren preisgegeben bestehenden Gefahren.
Man war wie vor den Kopf geschlagen,
doch machtlos mußten wir das harte Los ertragen.

Nach Rußland hieß es, auf die Arbeit gehen
Rußland ja, Rußland ja wie verstehen.
Wie Verbrecher sperrte man sie ein ins Wirtshaus
die Posten ließen niemanden ein noch aus.

Zitternd, fröstelnd von innen und außen,
irrten Kinder, Mütter, Väter von draußen.
Von unserem alten Turm die Mittagsglocke klang
auch sie ein Abschiedslied den Scheidenden sang.

Wie Grabgeleite klang der ausdrucksvolle Gruß
für so manchen der Letzte, wenn es sein muß.
Die Russen verdrängten uns und schrien "Alles zurück"
Nun kam der nie vergessene Augenblick.

Die Autos rollen vor die Tür,
"Heimat, Ihr Lieben nun ziehen wir".
Es war ein Suchen und Rufen nach den Seinen
ein letztes Abschiednehmen und Weinen.

"Leb'wohl Mutter, bleib gesund und weine nicht,
Wir kommen doch wieder, verzage nicht."
So sprach manch' ahnungsloses Mädchen
das noch nie verlassen sein Heimatstädtchen.

So zog unsere Jugend voll Hoffnung im Herzen
ahnte nicht die Weltgefahren und Sehnsuchtsschmerzen.
Dagegen unsere Männer und Frauen
vermochten viel weiser dreinzuschauen.

Es versieht ihr tränenfeuchter Blick
wer weiß, kehren sie nocheinmal zurück.
"LEBT WOHL, BLEIBT STARK AUF WIEDERSEH'N"
Wie im Traum wurden sie entführt, verschafft,
die Jugend unsere Blüte, Männer und Frauen unsere Kraft!

Das Leben ging weiter, es blieb nicht steh'n
wenn auch gebrochene Herzen von Sehnsucht vergeh'n
Es folgen schwere Tage mit immer neuen Sorgen
man wußte nie was wird bringen der Morgen.

So manch Unglaubliches mußten wir ertragen,
in diesen schicksalsschweren Tagen.
Dazu die stete Sorg' um unsere Lieben
die uns kein Lebenszeichen schrieben.

Doch Gottvertrauen und Hoffnung auf ein Wiedersehen
gab uns Kraft, so manchen Schmerz zu überstehen.
Vier Jahre sind nun schon vergangen
noch immer hält man sie gefangen.

Nur wenige Briefe die Heimat erreichen
in jeder Zeile sie das Heimweh und die Sehnsucht beichten.
Zerissen, elend und schwach
gehen sie arbeiten in die Kohlenschacht.

Ob es stürmt oder regnet, ob es kalt ist oder schneit
und ob der Weg auch noch so weit.
Ganz gleich ob Mädchen, Frau oder Mann
ohne Unterschied muß jeder ran.

Wie es in einem Kohlenschacht zugeht
muß man erleben, damit man's versteht.
So erzählen unsere heimgekehrten Kranken
die unserem lieben Herrgott danken.

Daß sie erlöst von dem Elend dort
lieber sterben als nochmals an jenen Ort.
Manch blühendes Mädchen und Jüngling hauchte den letzten Gruß
lieber Vater, liebe Mutter für ewig ich nun scheiden muß.

Sorgende Mutterliebe ohne Ende
mußten sie entbehren in kalter weiter Fremde.
Manch junge Mutter, die daheim
ihr Kindelein ließ bei Großmutter allein

Mußte opfern ihr junges Leben
und hätte gerne alles hingegeben.
noch einmal an ihr wehes Mutterherz
ihr Kindelein zu drücken im Todesschmerz.

Manch sorgender Vater, ach es ist so schwer
er kann uns nicht mehr helfen, er lebt nicht mehr.
Wie viele sind es und wie viele werden wir noch vermissen
von denen wir noch nichts ahnen und nichts wissen.

Sie alle deckt die kalte fremde Erde zu
"O Vater im Himmel, schenk allen die ewige Ruh'."
Viel Kummer, Elend, Leid und Not
Namenlose Opfer, der harte Krieg gebot.

Familien zerissen in alle Winde verweht,
man weiß nicht wer einmal wiederkehrt.
Doch für alle gibt es ein Wiedersehen
in der ewigen Heimat, in den Himmelshöhen.

Dich aber 13. Januar, Du schwarzer Tag
Keiner von uns Dich je vergessen mag.
Wie ein Denkmal stehst in uns geschrieben
geraubt, gerissen, getrennt von unseren Lieben.

Tief in Rußland...

Tief in Rußland, in Stalino
liegt ein Lager stets bewacht.
Drinne wohnen deutsche Menschen
die man aus Banat gebracht.

Und die Herzen dieser Menschen
schlagen traurig, ernst und schwer.
Möchten wieder in die Heimat,
sehnen sich nach ihr so sehr.

Für sie gibt es nur noch Arbeit
oft in eisig kaltem Wind
Müssen so ihr Leid ertragen
weil sie eben Deutsche sind.

Kennen nur noch Müh' und Plage
niemals eine Herzens Freud'.
Tragen Not und Sorgen schweigend
und ein schweres bitt'res Leid.

Ihre Gedanken aber weilen
in der Heimat immer dar.
Wo sie ihre Liebsten haben
wo es schön und herrlich war.

Und wenn sie von ihnen sprechen
von dem einst verlornen Glück.
Ihre Herzen beinah' brechen
sehnen sich nach ihr zurück.

Und die Lieben in der Heimat
sind seit langem schon allein.
Die Kinder haben keinen Vater
aber auch kein Mütterlein.

Und wenn dann die Kleinen fragen
"Wo sind uns're Mütter hin?"
Wird man ihnen weinend sagen:
"Müßten all' nach Rußland zieh'n."

Es vergehen Tag und Nächte,
Monate und auch ein Jahr.
Und im weiten fernen Rußland
färbt sich grau schon unser Haar.

Sollte ich in Rußland sterben,
Sollt' ich da begraben sein,
Grüßet mir die teure Heimat
und meine Lieben all' daheim.

Daß unsere Landsleute auch in der Not ihren Humor nicht verloren haben beweist folgendes Gedicht, das in Rußland von einem Unbekannten in Mundart verfaßt wurde:

Lager Nr.1001 - Makajewka

Liewi Leit, ich geh' jetzt schlofe,
ich denk an's Bett dehem hiner'm Ofe.
Im Traam war es dann wirklich so,
ich war dehem un glicklich froh.

Uf eemol heer ich drauß e Glock
un schlupp ganz schnell in Hos' un Rock.
Es bleibt ke Zeit meh zu studiere,
no'm Fruhstuck miß' mer wegmaschiere.

Ich ruf se schnell, de Hans un Matz,
kummt her zu mir, do is noch Platz.
Doch bal is Jammer un großi Not -
es gebt ach heit schun wider ke Brot.

E Supp un Thee, des is genuch,
for satt zu were vum Geruch.
Arweit, des is unser Lohn,
leer bleibt wider de "Kastron".

Mer spart sich so des langi Kaue,
de Maa, der muß aa nix verdaue.
Dawai, dawai, die Arweit ruft
mer g'freit sich uf die g'sundi Luft.

Taach vor Taach mer hofft uf Post,
doch die uf sich noch warte loßt.
Hunger, Ploh un großi Kält,
tes is unser Lagerwelt.

Kummt mer vun der Arweit z'ruck,
geht's zum Esse mit "Ho-ruck".
E Supp is wider die Minasch,
un dezu a Leffl "Kasch".

Oweds, Leit es is mol so,
sin mer mit'm Daumelutsche froh.
An Weihnachte war nix zu wähle,
wie gekochte Krummbierescheele.

Mir täte doch so gere esse,
was dehem die Hunde fresse.
So bet' mer frih un Oweds spoot:
'Helf uns Gott in unsrer Not!'

Daß mer nimmi misse brumme,
un hemm zu de Familie kumme.
Vertauscht han manche Haus un Herd,
sie ruhe for immer in fremder Erd.

Die Mutter von Kathi Martini geb.Ditschinger aus Neubeschenowa wurde im Januar 1945 auch nach Rußland verschleppt und ist dort gestorben. Ihre drei Kinder wurden von den Großeltern erzogen. Zu ihrem 75.Geburtstag im August 1995 schrieb ihre Tochter folgendes Gedicht:

Ein verlorenes Mutterherz

Das Dorf lag im Nebel, es wurde kaum hell,
die Menschen teilweise noch im Schlummer,
von überall plötzlich ein Hundegebell...
was da wohl geschah hinterlies ewigen Kummer.

Wir waren drei Kinder, der Vater vermißt
und nun wird Mutter noch von uns gerissen,
ein geladenes Gewehr vor ihre Brust gesetzt,
so hat sie von uns gehen müssen.

"Ich komm bald wieder" - sprach sie - und ihr trauriger Blick
glitt über Großmutter's graue Haare,
entsetzt und ratlos blieben zurück,
drei fragende Kinderaugenpaare.

"Was hat sie getan? Ihr dürft Mutter nicht nehmen,
warum wird sie plötzlich so bestraft"?
Großeltern konnten die Antwort nicht geben,
ihre Lippen sie bebten, es kostete Kraft.

Klein Brüderchen war vierzehn Monate alt
und wurde von Mutter seither noch gestillt,
danach fragte keiner, die Behörde blieb kalt...
hauptsache "Stückzahl", sie wurde erfüllt.

"Nun geht Mutter fort und hat mir versprochen
bei ihr schlafen zu dürfen in der kommenden Nacht;
ihr Wort hielt sie immer, sie hat's nie gebrochen
und plötzlich wurde alles durcheinander gebracht."

Wie es weiter ging weis ich nur was man erzählte,
in Viehwaggon hat man sie wegtransportiert,
nach Rußland da wo die eisige Kälte,
Stalino, Donbass - hab ich registriert.

Die Zeit schlich dahin, bald waren es 2 Jahr',
da endlich ein Päckchen, ein langer Brief,
ich konnte kaum lesen, erst sieben ich war,
doch Großvater las vor was Mutter uns schrieb.

"Ich komme bald wieder", - es klang noch in den Ohren -
voller Hoffnung und Zuversicht war jede Zeile,
doch kurz danach hab'n wir Mutter verloren,
ein Zug überfuhr sie auf den Geleisen.

Sie wollte wieder kommen, doch un war sie tot -
dies zu verstehn war für uns Kinder sehr schwer,
Großeltern erlebten viel Jammer und Not
denn unsere Mutter sie kam nicht mehr. -

Ein Alptraum lies mich von ihr Abschied nehmen:
"sie kam durchs Tor, die Tränen ihr flossen,
in der Stube ein Sarg stand davor blieb sie stehen,
danach Mutter verschwand, - der Sarg blieb verschlossen".

Fünf Jahre vergingen, - mit freudigem Herzen
konnten die, die noch lebten in die Heimat zurück.
Es wurde auch diesmal ein Abschied mit Schmerzen,
denn mancher fand dort in Rußland sein Glück.

Die Nachricht der Heimkehr derer die noch am Leben,
wie ein Lauffeuer durch alle Dörfer eilte,
- ob Mutter nicht doch kommt? - es wär schön gewesen
wenn auch sie unter den Heimkehrern weilte.

Am Nachbarbahnhof hat das Warten begonnen,
die Kirchenglocken zum Läuten bereit,
fast das ganze Dorf hat hier teilgenommen,
der Zug fuhr ein, nun war es so weit.

Man hat sich umarmt und es flossen Tränen,
wir Kinder sind auch von dem Wagen gestiegen,
jetzt würde uns Mutter in die Arme nehmen
es war wohl ein Wunsch und ist's auch geblieben.

Wie ein Festzug die Wagen hintereinander führen,
vom Nachbarort Richtung Heimattor,
ich verfolgte nach Rückwärts die Wagenspuren
und hatte begriffen was ich wirklich verlor.

Ein Requiem in der Kirche, ihr Bild vor der Bahre,
das konnten wir Kinder nicht richtig begreifen,
"wo wird sie beerdigt, wo ist Mutter's Grab jetzt"?
mir war es als wäre ich selbst eine Leiche.

Die Sehnsucht nach Mutter kann keiner ermessen,
nach all' den Jahren ein ewiger Schmerz.
Ihren letzten Blick werd' ich nie vergessen
es ist nicht zu ersetzen; das Mutterherz.

Aus Sackelhausener Heimatblatt, Ausgabe 19, Ostern 1999

Ein halbes Jahrhundert Frieden

von Susanne Reitz - Wannweil

Unsere Väter erzählten uns Kindern vom Krieg
Von Kameraden, die nicht wiederkamen.
Es blieb nur ein Denkmal, mit ihrem Namen.
Auch damals gab es für sie keinen Sieg.

Dann hat man unsere Männer genommen.
Kaum zwei Jahrzehnte waren vergangen.
Wieder hatte ein Krieg angefangen.
Der Einberufungs-Befehl war gekommen.

Sie waren so jung, so froh und bescheiden.
Ein Zuhause war da, ein stilles Glück.
Manch einer kehrte nie wieder zurück.
Mußte den Heldentod erleiden.

Zuletzt hat man uns aus der Heimat vertrieben.
Warum? Wir hatten doch gar keine Schuld!
Nur Mühe und Arbeit, bei großer Geduld.
Auch Sorgen und Angst um unsere Lieben.

Als dann Fliegerangriffe kamen.
Hunger, Elend und bittere Not,
Schlange stehen für einen Laib Brot.
Da hielten wir durch, in Gottes Namen.

Die Kanonen schwiegen, der Krieg war aus.
Und plötzlich wurde der Himmel so klar:
Gebet und Arbeit für uns Jahr und Jahr
So schufen wir unser neues Zuhause.

Ein halbes Jahrhundert nun haben wir Frieden.
Lieber Herrgott, wir danken Dir!
Laß es bitte so bleiben hier,
Für alle Menschen hienieden!

I n h a l t s v e r z e i c h n i s

	Seite
"Die Rußlandverschleppung" von Franziska Graf	1
"Nur die Wahrheit schafft Gerechtigkeit"... Ansprache des stellv. Bundesvorsitzenden der LM Peter Krier ...	7
"Das erste Rußlandopfer" von Luzian Geier	11
"Selbstmord als einziger Ausweg" aus Heimatbuch Fratelia	11
"Mich nicht" Ballade vom Küchler Hans, von Franz Frombach	12
"Anbetungstag in Jahrmarkt" von Anna Frombach	13
"Ein erlebtes Schicksal" von Katharina Harnischfeger .	15
"Von Rußland" von Magdalena Koch	16
"Erinnerung an unsere Rußlandverschleppung vor 50 Jahren" von Eva Doggendorf	17
"Im Dombass-Express in die Sowietunion" Auszüge aus der Dokumentation "Sie litten und starben als Deutsche. Für Wen?" von Prof. Dr. Stefan Binder veröffentlicht in Fort- setzung in der "Neue Banater Zeitung" aus dem Jahre 1990	24
"Niemand traute sich zu widersprechen" von Grete Sottrel	38
"An mein Kind" von Anna Schmidt	39
"Zur Zwangsarbeit nach Rußland verschleppt" von Gisela Hahn-Corici	40
"Der 13. Januar 1945" von Anna Olesch	41
"Lager Nr.1001 - Makajewka" Autor Unbekannt	43
"Tief in Rußland in Stalino" Autor unbekannt	44
"Ein verlorenes Mutterherz" von Kathi Martini	45
"Ein halbes Jahrhundert Frieden" von Susanne Reitz	47